
A. civ.
82
x



Der
Dom zu Köln
und
seine Vollendung.

Von

Levin Schücking.

Köln.
J. & W. Boisserée.
1842.

Druck von J. P. Bachem, Hof-Buchhändler u. Buchdrucker in Köln.

Dem

Dombau-Vereine

zu Köln

gewidmet.

Der Bettler am Rhein.

Ein froher Strom! das Leben jauchzt Gesänge
Und schwingt sein farbig Banner über ihn,
Das Dampfboot flaggt, der Traube Goldgehänge
Spiegelt in Silber sein besonntes Glühn.

Das wallt und zieht, Rheinauf, Rheinab die Pfade,
Auf Schiff und Kahn und über Brück' und Steg:
Nur Einer blickt verlassen am Gestade
Mit düstrem Auge stumm auf euren Weg.

Grau ist sein Kleid, in dem die Winde wühlen,
Zerfetzt von Sturm und Wetter sein Gewand,
Dran wüste Schau'r und Schlossen niederspülen —
O blickt auf ihn, o öffnet eure Hand!

Er flehet stumm — ein herzzerreißend Flehen!
Der Bettler ist ein königlicher Greis!
Beugt ihm ein Knie — um diese Scheitel stehen
Die Zacken einer Krone noch im Kreis.

Er ist gesalbt von priesterlichen Händen,
Des Weihrauchs Düfte flutheten um ihn,
Und eine Welt von Völkern mußte senden
Tribut, zu wölben seinen Baldachin.

Jetzt ist er alt — um seine Stirne sanken
Jahrhunderte hinunter in die Nacht;
Jetzt ist die Stirn ein Friedhof der Gedanken,
Sein düstres Auge ihre Grabeswacht.

Und ihr — ihr laßt den König eurer Ahnen
Um einen Obol flehn wie Belisar? —
O laßt euch rühren, euch erweichen, mahnen,
Ihr, die sein Volk, bringt eure Gabe dar! —

Tribut, Tribut! ihr sollt die Steuer zollen;
Noch ist er Herr! die Zackenkrone steht!
Die Wolken Gottes und die Blitze rollen
Den Königsmantel um die Majestät! —

I.

Der Geist der Geschichte baut rastlos an neuen Tempeln, zu denen er die Werksteine von den vollendeten alten nimt, daß sie, kurz nachdem ihnen der Schlußstein aufgesetzt, wieder zusammen sinken müssen und endlich als Trümmerhaufen, die übermoosten Monumente einer früheren Arbeit mehr, als eines beschlossenen Zustandes, daliegen. Nur die Haupt- und Grundsäulen der Ideen, über welche er seine Dome und Kuppeln wölbt, haben ein Unvergängliches und bleiben stehen inmitten des Schuttes; es sind die Säulen, die aus den Ruinen von Palmyra, von Persepolis und von Palanque ragen, die mit den lichten Schäften wie Leuchtthürme des Geistes auf den Vorgebirgen Griechenlands glänzen, oder in düstrer Majestät über den Königsgräbern des Sesostris, der Pharaonen stehen. Es sind die Marksteine für die innre Geschichte der Menschheit und sie haben ein Ewiges, wie diese selber.

Aus dem Hintergrunde dieses Säulenganges, aus einer langen imposanten Perspektive, schreitet der Geist der Geschichte auf uns zu, höher und höher wachsend, in gebieterischer Gestalt; ein neuer Nehemiah, der zur Arbeit ruft, in einer Hand das Schwert, in der andren die Kelle, wie der Jüdische Prophet bewehrt und gerüstet war zum neuen Tempelbaue auf Sion. Er erscheint jedem Geschlechte in

neuer Phönixartig verjüngter Gestalt; vor uns ist er hingetreten als ein Genius, auf dessen Stirnbinde, die ihn zum Priester und Gewalthaber Gottes auf Erden weiht, das Wort Wahrheit und Freiheit flammt. Nicht aber als ein jugendlicher Genius: er ist ein vollgewachsener Mann mit durchbohrend leuchtenden Augen, die durch jede Täuschung dringen und wäre sie auch eine schöne, für eine Weile beglückende.

Eine jener Säulen, die den Dom der Geschichte tragen, ein Krystallgebilde, welches um die Idee einer Zeit angeschossen ist und einen glänzenden Rang in jener Perspektive ewiger Marksteine der Menschheitsentwicklung einnimt, ist die Kathedrale zu Köln. Sie ist gebaut worden, wie das Nibelungenlied gesungen worden ist. Die Musik des Volksgemüths einer großen Epoche tönt euch aus beiden entgegen: nur sind des einen Klangfiguren versteinert. Der Genius der Geschichte aber, welche sie hervorrief, war ein blühender Knabe; der unsrer Geschichte ist ein ernstrer Mann, und es fragt sich nun, wenn wir das Werk, das jener unvollendet ließ, zu vollenden uns anschicken, ob der letztere die Arbeit aufnehmen will; denn ohne sein Geheiß und sein Fordern ist sie unmöglich. Ohne daß er uns mit seiner Begeisterung erfüllt, wird keine Kölner Kathedrale vollendet; nur dann, wenn sie, welche die Ideen einer vorübergegangenen Zeit trägt, auch Träger der Ideen unsrer Zeit werden kann, mag der vollendeten Hälfte die unvollendete hinzugefügt werden. Und weßhalb sollte sie es nicht? ist doch diese Säule in der großen Colonnadenperspektive der Geschichte eine gothische, die über dem Capitale sich verzweigt und nach allen vier Seiten hin mit ihren Gurten verschiedene Gewölbe trägt.

Daß wir aber der Erörterung dieser Frage zuvörderst Stand halten, fordert ja jener männliche Genius mit den durchbohrend leuchtenden Augen, die durch jede Täuschung dringen und wäre sie auch eine schöne, für eine Weile beglückende.

II.

Als der Römische Feldherr und Consul Lucius Mummius die weißglänzende Säulenstadt Corinth erobert hatte, da ließ er die geraubten Statuen und andren Kunstdenkmale des Hellenischen Schönheitssinnes nach Rom schaffen und befahl dem Aufseher über den Transport an, wohl für die kostbare Fracht zu sorgen — denn was untergehe, solle der auf seine eignen Kosten in Rom neu machen lassen. — Mich wundert, daß nicht ein Deutschthümelnder Liebhaber irgend einen gescheuten und versgewandten Poeten gegen gutes Honorar den Titurel hat fertig dichten lassen, jenes angefangene Werk des Meisters Eschenbach, von dem nur die Vorhalle vollendet ist, „ein vollgerundetes theologisches Gewächs, wie ungefähr am Kölner Dom nur der die mikrokosmische Grundzahl des Baues enthaltende Chor ausgebauet worden." — Die Möglichkeit hat der ritterliche Alterthumsforscher, der Freiherr von Laßberg bewiesen durch die Anfertigung eines mittelhochdeutschen Gedichts, eben so schön, wie das Nibelungenlied und die Gudrun! —

Es gemahnt mich immer an den fürsichtigen Römischen Feldherrn Mummius, wenn die bloße Liebhaberei und der Dilettantismus, dessen Steckenpferde jetzt grade in mittel-

altrig romantische Bahnen hineinlaufen, den Kölner Dom vollenden wollen.

O Cives, Cives, quaerenda pecunia primum est.

Als Horaz diesen bitter ironischen Ausruf niederschrieb, wußte er noch nicht einmal, was der neuern Zeit zu entdecken vorbehalten blieb, daß Alles in der Welt sich mit drei Dingen erreichen läßt, wovon das erste Geld, das zweite dasselbe und das dritte eben dieses ist. Nur zur Vollendung des Kölner Doms, damit sie eine tüchtige und würdige sei, damit der Bau nicht allein eben ein kunstreicher Bau und eine Zierde für die Stadt Köln am Rheine sei, sondern damit er seinen glänzenden Rang und seine bedeutsame Stellung in jener Perspektive ewiger Marksteine der Menschheitsentwicklung behalte, gehört mehr als Geld.

Der Mörtel womit man ein Wirthshaus oder eine Börse baut, besteht aus Kalk, Sand und Wasser. Der Mörtel, womit man den Kölner Dom baute, bestand nun freilich aus eben diesen gewählten Ingredienzien, aber was ihn erst zum Gebrauche für seinen Zweck in den Augen Derer, die ihn bereiteten, würdig machte, war die Vorstellung, welche sie mit ihm verbanden, der symbolische Werth, den sie ihm gaben: es deutete ihnen der brennende Kalk die flammende göttliche Liebe an, welche die Welt auferbaut, und auch ihr Herz begeisterte zu dem Werke. —

Auch uns darf der Mörtel kein gemeiner sein; es muß ein Segen darüber gesprochen werden, daß er mehr verbinde, als die einzelnen Steine. Es müssen Ideen, die volksthümlich sind oder es werden sollen, dem Werke eingehaucht werden, um ihm ein wahres Leben, so wie den Werth innrer Bedeutsamkeit für die Geschichte unsres Volkes und seiner

Entwicklung zu geben. Ein Gefühl, welches eine begeisternde Macht ausübt, muß sich seiner bemächtigen, damit der Mörtel nicht einen fleißig und geschickt zusammengefugten und ausgemeißelten Steinhaufen verbinde, sondern eine organische Schöpfung der Kunst, worin ein Stral aus der Urquelle des Schönen, ein Stral der Gottheit in geheimnißvoller Brechung aus dem Unsichtbarsein in die glänzende wunderfarbige Sichtbarkeit heraustritt. Zum Künstler aber muß die Gesammtheit des Volkes werden; und daß sein Gebilde von den Göttern mit dem Geschenke des Lebens begnadet werde, muß dieser Künstler, ein neuer Pygmalion, von Liebe erfüllt, von Andacht durchglüht, von Vertrauen gehoben sein, damit er der Erhörung seines Gebetes würdig.

Wird es uns nun möglich sein, mit ernster Sammlung die Feierlichkeit der Stimmung in uns zu erwecken, welche nöthig ist zur Empfängniß großer Gedanken und begeisternder Gefühle, — der Gedanken, die Träger so riesiger Kunstschöpfung werden können? Denn jene Feierlichkeit ist aus und dahin bei unsrer Zeit; die Künstler sind todt und was übrig geblieben, sind Dilettanten; wir sind sogar Dilettanten im in die Kirche gehen. Ich bedaure immer Den, welcher unsrer Zeit die Orgel vorspielt. Das feierliche Hochamt hat ein Ende, der Priester hat die rubinenstralende Monstranz in das Tabernakel geschlossen und zieht die güldenen Gewande aus; das Volk aber strömt aus den Thüren und verläuft sich, jeder an sein Geschäft: nur der arme Organist, der blasse Mann, sitzt noch immer da oben auf seiner Bühne und spielt die schönsten Läufe und zieht die Register uud wirbelt brausende Töne aus seiner Claviatur, obwohl Niemand mehr da ist, der auf ihn hört. Die Kirche wird öde und däm=

merig; der rothe Schein der sinkenden Sonne fällt auf die geweißte Wand über der Kanzel; die Wappen in den Fenstern klirren, aber nicht von den brausenden Tönen des Organisten, die Zweige der Linde, die draußen der Wind wiegt, schlagen daran; selbst die hohen Pfeiler hören nicht mehr zu; sie scheinen sich aufgereckt zu haben, um durch die Fenster zu sehen, was draußen auf dem Kirchhofe die Dämmerung webt, und was die Welt, die lustige, dort spinnt. Wie sollten sie auch hören; der blasse Organist rührt ja nur noch wie besessen die Tasten und denkt sich die Töne dazu; denn der Junge, der ihm die Bälge treten muß, ist längst davongelaufen. Der arme Organist! sie sagen im Dorfe, er sei ein verkommenes Genie. —

III.

Eine Idee, welche zunächst an den Ausbau des Kölner Domes sich knüpft, gerade jetzt wie von selber an ihm sich hinaufrankt, entspringt aus dem gegenwärtigen Verhältnisse der zwei gebildetsten und vornehmsten Nationen der Welt, der Fürsten der Civilisation, zu einander, in deren Händen als Zepter bis jetzt noch die Initiative der neuern Geschichte geruht hat.

Es ist eine gewisse Feindschaft zwischen ihnen ausgebrochen und dabei muß auch der Neutrale gestehen, daß die Franzosen sich lächerlich machen. Sie haben nun mal eine Eva-artige Natur und weil die Schlange nicht ausbleibt, wo sich Jemand verführen lassen will, so ist es natürlich, daß es Unheil gibt. Für die Franzosen nämlich ist die Schlange der Verführung die, welche mit grünschillernden Riesenwindungen vom St. Gotthard bis zum Meere um den Deutschen Stamm, den Baum der Erkenntniß in Europa sich schlingt und über ihrem Haupte die saftigsten lockendsten Früchte im dunklen Rebenlaube blinken sieht. Es ist der schöne Rhein, der heilige Ganges der Deutschen, der ihnen zur Schlange geworden. — Sie reiten an sein linkes Gestade, tränken ihren Miethgaul Pegasus, das arme gepeinigte Thier, mit dem sie, wie seit je der Franzose mit Pferden, nicht umzugehen wissen, in den

erfrischenden Wellen und schleudern dann, trotzig in den Bügeln stehend, die leichten Geschosse ihrer Lieder herüber, oder suchen uns gar den guten Wein sauer zu machen mit dem Neidhardblick ihres „bösen Auges." Zujüngst der Champion de Musset, der gewaltige Sänger, der mit dem Reckenarm den Mond über den Straßburger Münster, wie einen Punkt über ein I setzt. Wir haben ihn gehabt, euren freien Rhein, singt er, und lassen ihn euch jetzt, daß ihr euren Bedientenrock darin wascht. —

Wir lesen getrost und lächelnd die Zeitung weiter, worin das gedruckt steht, und schauen, was sie noch mehr meldet, von Hohen und Allerhöchsten Herrschaften — und was eben unsre Deutschen Zeitungen noch melden, deren Redakteure sich alle für Dichter zu halten scheinen, nach jenem Schiller'schen: Es soll der Dichter mit dem Fürsten gehen. Musset's Rodomontaden sind in der That lachenswerth, denn wir haben die Schande unsres Bedientenrocks, den wir nach ihrem Schnitt und nach der Elle ihres großen Kaisers uns anmessen ließen, längst in Französischem Blute abgewaschen und danach harmlos den Besiegten die Hand gereicht, thun es jetzt noch, wenn sie wie Lamartine sich als vernünftige Leute betragen und zeigen, daß sie die Zwangsjacke ihrer forts detachés nicht nöthig haben. Sie haben ihn freilich gehabt, unsren Deutschen Rhein, aber wie sie mit ihm umgegangen sind, davon reden die Steine im Speyerer Dom, die Grüfte, worin die Leichen unsrer Kaiser schliefen; davon weiß noch jedes Kind in Deutschland zu reden, wenn es vom „rothen Hahn" spricht, dem Französischen bösartigen Wappengethier, das einst züngelnd Besitz nahm von der schönen Pfalz und den Gestaden des Rheines.

Das sind freilich Geschichten alter Tage und wir haben sie beinahe vergessen: aber mit ihrem:

Nous l'avons eu, votre Rhin allemand,

frischen sie unser Gedächtniß auf und der Geschichten alter Tage fallen uns noch mehrere ein; und weßhalb sollen wir sie verschweigen, wenn sie mit den ihren angeritten kommen? So mag zuerst eine zur Warnung für den jüngsten Champion de Musset hier unverschwiegen bleiben:

Unter dem tapfern Deutschen Kaiser Maximilianus, dem Weißkhunig, der nebst vielen andren nützlichen Dingen die Kunst verstand, Deutsche Harnische zusammen zu schweißen und Französische so wacker auseinander zu klauben, wie er in der denkwürdigen Sporenschlacht von Guinegate bewies, kam einst ein solcher Französischer Held, ein gewaltiger Recke, ebenfalls an den Rhein geritten, bei Worms, wo der Kaiser ein glänzendes Speerrennen hielt. Der hub an ein Lied zu singen von der Tapferkeit der großen Nation und seiner eignen, wie es jetzt noch Brauch unter ihnen ist. Er war baumhoch gewachsen und stark, dieser Chevalier, De Barre nannte er sich, und war deßhalb um vieles gefährlicher als der Chevalier de Musset, zumal er nicht auf dem Pegasus saß, sondern auf einem Normannischen Kriegsroß, riesengroß wie er selbst. Auch hatte er in allen Kämpfen drüben in Frankreich gesiegt und vermaß sich großer Dinge wie ein Goliath. Er hing seinen Schild an den Turnierschranken auf und ritt vor die Stechbahn, einen Herold unverschämten Maules voran, der fragte, wer am Rheine auf und ab ihm zu stehen wagte? Dem Max aber begann das „blaue Blut" zu kochen, er ließ sich den Stegreif kürzer schnallen, stülpte

den Eisenhut mit dem güldnen Reichsadler auf den blonden Kopf und schlug mit dem Spieß an den Schild des Unbesieglichen, daß es ein laut und herzhaft Klingen gab. Und als der Chevalier De Barre nun die Ehre hatte, mit dem Deutschen Kaiser eine Lanze brechen zu dürfen, da sank jener, wie es sich geziemte für den niedren Mann, an allen Knochen zermalmt aus dem Sattel, fiel der Länge nach auf den Boden und küßte aus Demuth vor dem furor teutonicus, der über ihn gekommen, den Sand. Als er nach Paris heimkam, soll er ein verdrießlich Gesicht geschnitten haben, wenn man seine Rheinfrage berührte; die Sache war aber eigentlich die, daß man am Französischen Hofe den Schuft angestiftet hatte, dem Deutschen Kaiser den Hals zu brechen.

Noch lehrreicher für unsre Nachbarn ist die folgende Geschichte. Am zweiten December des Jahres 1804 füllte eine Feier die Kathedrale Notre Dame zu Paris, wie die dunklen alten Gewölbe noch auf keine niedergeschaut hatten. Da stand das incarnirte Franzosenthum im Culminationspunkte seines Glanzes und wußte seines Hochmuths keine Gränzen. Es stand vor dem Hochaltare der Kirche und ließ sich vom Papste den Kaisermantel um die Schultern schlagen, und sich weihen wie einst Karl der Große war zum Kaiser geweiht worden. Es war das stolzeste Herz, das je in Frankreich geschlagen, es war der Stolz der großen Nation, es war Napoleon, der in die schweren Falten des Hermelins und des Purpursammts sich hüllte. Wenig mehr als zwei Lustra später — und dieser selbe Purpursammt mit der Saat von goldnen Bienen und dem Saum blitzender Adler, derselbe Hermelin, in den Napoleon sich gewandet, schlotterte um die Brust eines Deutschen Histrionen, wenn er zum Ergötzen der

Berliner Menschheit den Theaterkönig agirte. Und man kann sagen, daß auf keiner Bühne der Welt, selbst auf der Shakspeare's nicht, so ächte Tragik und ein so dramatisches Motiv zu einem welthistorischen Stücke mit der Moral: omnia vanitas! zum Vorschein gekommen sei, wie damals, wenn der Kaisermantel Napoleons auf den Brettern des Hoftheaters zu Berlin mitspielte. — —

So lächerlich nun aber auch jene Rodomontaden sind, und so nahe es liegt, sie mit dem einfachen Umstande zum Schweigen zu bringen, daß auch wir, und zwar ungestraft, unsre Rosse haben aus der Loire trinken lassen, so ist doch unleugbar, daß sie für die Geschichte unsres Verhältnisses mit Frankreich ihre Wichtigkeit haben. Alfred de Musset's Lied klingt in den Herzen seiner Mitbürger wieder, deren Sympathien Lamartine's Friedensmarseillaise nicht zu wecken gewußt hat. Wir haben die wunderbare Politik angenommen, jene Schriftsteller, welche sich zum Organ des Französischen Verlangens nach dem linken Rheinufer gemacht haben, als unbedeutende Schreihälse aus dem Journalistenpöbel zu bezeichnen; so ist es Frederic Soulié ergangen, so Alfred de Musset. Und doch sind beide angesehene Namen der Französischen Literatur; die Vertretung der Soulié'schen Behauptungen hat zudem das Journal des Debats übernommen, in dessen Feuilleton seine Berichte über die Rheinlande erschienen. Alfred de Musset hat noch jüngst den in Frankreich seltnen Triumph einer neuen Auflage seiner Poésies complètes, so wie seiner Confession d'un enfant du siècle und seiner dramatischen Sprichwörter erlebt. Und wenn auch nicht, sie sind es ja nicht allein, durch deren Stimme es dem Nationalgefühl gelungen ist, den Kosmopolitismus zu

überschreien. Ist des geistreichen Edgar Quinet Gedicht: Les bords du Rhin (s. dessen Allemagne et Jtalie) das eines unbedeutenden Journalisten? Ist Odilon=Barrot ein solcher? Der Stand der Dinge ist nicht unsre Schuld. Wir haben voll der beschaulichsten Friedfertigkeit uns zu dem Nachbar gesetzt, um mit ihm den Caluhmeh, die Friedenspfeife zu rauchen, und das (durch sehr viel Wasser!) wohlangefeuchtete Kraut des Kosmopolitismus, mit dem wir sie gestopft, in Rauch aufgehen zu sehen; das Kraut ist auch richtig in blauen Dunst aufgegangen; was aber der Nachbar zurückgegeben hat, ist selbst für so gute Raucher, wie wir Deutschen sind, zu schwer und bitter. Wir haben Jahre lang geschrieben und gesprochen von der Culturaufgabe, welche uns mit Frankreich gemeinschaftlich gegeben sei, von der völkergeselligen Richtung der Zeit, und der Freundschaft, womit diese uns an die große Nation binde: jetzt müssen wir über Nacht inne werden, daß mit der großen Nation eben so wenig wie mit großen Herren gut Kirschen essen ist. Und wir hatten es so ehrlich gemeint; wir haben wieder nachgeahmt und gelobt, mehr als wir verantworten können; wir haben uns geschüttert vor Lachen über die Späße und Possen, die unser guter Freund, Jean Potage, an der Porte St. Martin zum Besten gab; wir haben sie übersetzt, Schockweise. Sie waren mitunter dumm genug, diese Späße: keiner aber so, wie der jüngste Jean's. Ich bitte dich, Jean, ist das anständig, den ganzen Rhein in dein Glas schöpfen und verschlucken zu wollen? wenn wir nun zu deinem Trinkgelage dir unsre Freiheitskriegslieder sängen? aber du weißt, daß du mit höflichen Leuten zu thun hast und daß unsre Vorsänger und Choriphäen so beschämt werden über die

Lieder von 1813, wie eine züchtige alte Jungfrau, die gestehen soll, daß sie in den Jahren ihrer Blüthe voll göttlicher Begeisterung, Poesie- und Liebetrunken an eines Mannes Brust gelegen habe. Es sind meist unsre jungen Schriftsteller, die sich jener Begeisterung nicht erinnern mögen; sie, die für ihre freie Rede unter Napoleon schon längst Palm's Geschick gehabt hätten. —

Diese Ueberhebungen, jenes schwülstige Geschwätz vom Imperium und der geistigen Weltherrschaft des Französischen Gedankens, wie es der Meister der neuromantischen Schule Victor Hugo neuerlich in der Versammlung vorgebracht hat, die Frankreichs höchste Geistesmacht vertreten soll, in der academie française haben das Gute, daß sie, ohne uns bis zum Nationalhasse erbittern zu können, doch den Vertretern eines zu geschmeidigen Kosmopolitismus in Deutschland den Mund schließen und zur Heilung unsres schimpflichsten Fehlers, des Mangels an kräftigem, einheitlichem Selbstbewußtsein des Volks beitragen.

Die Geschichte hat den gebildeten Völkern Europa's eine und dieselbe Aufgabe gestellt, deren Lösung ihrem Vereine obliegt, unter dem Banner eines Geistes, welcher keine Schranken beschränkender Nationalität anerkennen darf. Diese Aufgabe ist wesentlich eine friedliche; sie besteht ja in der Versöhnung zwischen Geist und Form und das ist der Friede. Die Germanische Menschheit hat ja kein andres Endziel, als die Menschheit überhaupt, und Hader auf dem Wege verlängert den Weg; nur die Verbrüderung der einzelnen Wallfahrer kann ihn verkürzen. Deßhalb theilen wir uns kosmopolitisch in alle Errungenschaft des Europäischen Geistes; die Entdeckungen des forschenden Verstandes werden gemeinschaft-

liches Eigenthum, auf keinen Strand eines neugefundenen Eilands in dem Meere, daß die Colomb's der Wissenschaft befahren, wird jetzt mehr die Fahne Castilianischer Eifersucht gepflanzt und Phönizien wacht nicht mehr ängstlich über den Wegen nach seinen Bernsteingestaden, seinem ultima Thule. Die Literatur, welche den Geist in ihre Schalen faßt, ist eine Weltliteratur geworden und hat uns in völkergeselliger Neigung aneinander geknüpft; unsre Gedanken sind und müssen kosmopolitisch sein.

Unsre Gefühle aber bleiben nationell, wie die Poesie es bleiben muß im Gegensatz zu der Wissenschaft. Der eine Geist der Europäischen Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts muß die verschiedenen Völkerformen durchdringen, aber nicht aufheben. Gäben alle Europäischen Völker ihre Nationalität dahin, so würden sie nicht ein kosmopolitisches Volk, sondern ein Volk von Vagabunden werden. Das Nationalgefühl ist die Simsonslocke der Völker; legen sie ihr Haupt der Delilahscheere heutiger Humanitäts- und Socialistentheorien in den Schooß, so werden sie aufstehen als schwache Männer, die am Ende nur noch unter den Trümmern des alten Gerüstes sich begraben können, dessen Säulen sie umgerissen haben. — Es gibt keine traurigern Philister, als die Menschen ohne Heimathsgefühl. Dies Gefühl ist die erste Quelle aller Poesie, indem es den Boden, auf welchem der Mensch noch in pflanzenhaftem Unbewußtsein aufwächst, schon in das Reich der Poesie hinaufhebt. Damit hängt das Nationalgefühl eng zusammen: wie jenes unsrer Jugend, gibt dieses unsrem Volke seine Poesie. Unsre Geschichte hat keine Bedeutung, kein Interesse, keine Poesie mehr, wenn unser volksthümliches Selbstbewußtsein aufhört; ja, wir werden ohne dasselbe keine

Geschichte mehr haben. Der Nationalstolz ist durchaus zu Thaten nöthig, auf welche wir nationalstolz sein können. Ohne Geschichte aber können wir nicht zum Geiste kommen, denn die Geschichte ist „der sich forterzeugende Geist.“ Und weil wir berufen sind, zum Geiste hinaufzuringen, dürfen wir mit dem nationalen Selbstbewußtsein und aller volksthümlich bestimmten Besonderheit die Form zurücklassen, worin wir Deutsche grade den Geist fassen sollen? Wir müssen nationell bleiben, um unsre kosmopolitische Mission erfüllen zu können. Die goldne Mitte zwischen vager Zerflossenheit im Meere: Menschheit und starrer Individualität, zwischen dem sich Aufgeben und dem Egoismus ist die Nationalität. Deutschland war nur groß, so lange sein Nationalbewußtsein stark genug war, die Idee zu bilden, welche allein das Leben und Wirken seiner Vertreter und Helden, der Männer, in denen der Volkswille verkörpert erschien, ausfüllte. Es war groß unter Friedrich I., unter Heinrich VI., den Hohenstaufen, aber schwach unter dem allmächtigen Kaiser Karl V., in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Es war stark unter Blücher, aber schwach unter Friedrich dem Großen. Es war stark, als man noch die Deutsche Erde liebte, wie der schöne jugendliche Fürst Wilhelm III. von Henneberg, der auf der Reise nach Rom in einem Dörflein jenseits der welschen Gränze starb, aber von den Seinen nach einem Ort diesseits der Gränze geführt wurde, damit er in Deutscher Erde ruhe. Was frommte es dem Mannne, daß nun die Linden eines Tyrolischen Dorfkirchhofs ihre falben Blätter auf sein Grab streuten, statt daß sonst ein welscher Nußbaum seine Aeste darüber geschüttelt hätte? — werden die Kosmopoliten, die Philister fragen.

Ein einheitliches Selbstbewußtsein der Nation als solcher, gestützt auf die großen Erinnerungen der Geschichte, auf die ernste ringende Würdigkeit der Gegenwart, ist für unser politisches Gedeihen unendlich viel wichtiger und nöthiger, als die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen, die nun einmal unser Mangel an einheitlichem Selbstbewußtsein hat verloren gehen lassen. Es wäre Thorheit, mit Frankreich um diese Länder zu kriegen, wie überhaupt aller Krieg mit Frankreich eine Thorheit wäre. Wir haben mit unsren Nachbarn dieselbe weltgeschichtliche Mission; nur werden unsre Bahnen durch die Theorie, die ihrigen durch die Praxis laufen: wir haben das innerliche, sie das mehr äußerliche Moment eines und desselben Princips zu vertreten; ihre Aufgabe ist materieller, und Frankreich darf deßhalb nicht an seiner materiellen Macht verkürzt werden. An einer Seite durch die Amputation von Elsaß und Lothringen geschwächt, an der andren durch die offene Wunde Algier, würde Frankreich im Europäischen Staatenbund nicht viel bedeutender mehr sein als die Schweiz. Hat aber der Unabhängigkeitssinn und der Freiheitsgeist der Schweiz je vortheilhaften Einfluß auf die Entwicklung unsrer politischen Wohlfahrt geübt, wie der Französische es gethan hat? — Frankreich hat viel für uns gethan und wir mögen ihm jene Landschaften, die allerdings ihm keineswegs gehören, die aber keine Sehnsucht zu uns hinüberzieht, als ein Schmerzensgeld in freier Gabe lassen. Frankreich hat für uns mit seine Revolution durchgerungen. Wie die Dinge damals standen, war für sie und uns kein Heil abzusehen; es mußte eine Sünde geschehen, wenn es anders werden sollte und Frankreich hat diese Sünde für uns mitgethan; eine blutige himmelschreiende Sünde;

es hat den Unterirdischen Hekatomben geschlachtet, welche ihm die reinen oberirdischen Götter des Lichts nimmer vergeben können. Daß aber nach dem Sturme auch wir die gereinigte Luft geathmet haben und wohler geworden sind, danken wir ihm allein. Es hat sich einen Lohn von uns wohl verdient: man wirft nach seiner blut'gen That ja auch dem Scharfrichter zwei Goldstücke hin.

Es möge ein ewiger Friede bleiben zwischen dem Volke, welches das Ereigniß vertritt und dem, welches den Gedanken; dem Laertes und dem Hamlet auf der Europäischen Schaubühne. Das Naturell beider stößt sich gegenseitig ab; es liegt nicht in ihrem Blute, brüderliche Gemeinsamkeit zu suchen: aber es ist auch nichts da, weßhalb sie mit den vergifteten Rappieren sich treffen müssen und nicht ein Bündniß schließen können gegen ihren und aller Verräther, den verbrecherischen König, den Usurpator, der gegen Hamlets Freiheit Pläne schmiedet. Laertes mag danach gehn und die Geselligkeit aufsuchen; Hamlet mag seiner Vorliebe für aristokratische Abgeschlossenheit folgen und tiefsinnige Faustfragen über den Schädel von poor Yorick an den Todtengräber richten. Die Poesie des Gemüths, die tiefgrübelnde Philosophie, die romantischen Träumereien Hamlets werden die mehr nach Außen gerichtete Lebensthätigkeit des Laertes nicht stören; jener wird endlich den zweiten Theil des Faust zu Ende dichten und nicht bloß dichten, sondern von seiner Truppe auch aufführen lassen. Laertes wird zuweilen nach einer durchwachten und verschwelgten Nacht mit dumpfschwerem Kopfe zu der Ueberzeugung gelangen, daß eigentlich Alles ganz anders sein müsse in der Welt und wird sich hinsetzen, die Grundzüge eines Fourrier'schen Socialistensystems, dieser wahren Kasernenphilosophie, oder

etwas ähnliches zu entwerfen. Laertes wird der beste Bursche von der Welt sein, wenn er schläft; Hamlet muß aber durchaus oft geweckt werden.

Zur Erweckung unsres Nationalstolzes ist vor allem unsre Kunst geeignet; die Deutsche Kunst, welcher der tiefsinnige, spiritualistische Hang unsres Gemüths mit einer religiösen Weise einen Anhauch von Vollendung gegeben hat, wie er nur der christlich Germanischen Natur eigen ist: — mögen es nun Wolfram von Eschenbach's oder Erwin von Steinbach's Baue, mögen es Albrecht Dürer's oder Walter's von der Vogelweide Farbentöne sein, die ihn tragen. Wie nun die Theilnahme, der Sinn und das Verständniß dieser Kunst in der ganzen Nation durch nichts rascher und allgemeiner geweckt werden könnte, als durch die Vollendung eines der erhabensten und herrlichsten Denkmale derselben unter ihren Augen und mit ihrer Beihülfe, so würde außerdem durch die Gemeinsamkeit der Beihülfe eben mit den emporsteigenden Wölbungen auch das Bewußtsein unsrer Einheit emporwachsen; in den einzelnen Säulen mag jeder einzelne unsrer Stämme sich vertreten lassen, das organisch einheitliche Ganze aber würde weit hinaus ragen über alle die Schranken, welche als abgesonderte Bestrebungen, Confessionen, staatliche Verhältnisse uns trennen; die Folio- und Duodezausgaben unsrer patriotischen Phantasien, würden in ein großes Buch zusammenfließen und es würde ein fester Deutscher Bund werden, der als Gesandten seiner Macht und seines Stolzes die Edelsten seiner Gedanken, eine hochgeborne Aristokratie, in der Kölner Kathedrale zu tagen schickte. Der Wille der ganzen Nation müßte mit gleicher Entschiedenheit und mit gleicher Wärme das Werk fördern. Dann würde der Ausbau die stolzeste, die

würdigste Antwort, welche wir unsrem Nachbar drüben im Westen geben können. An den Fluß, der wie eine Pulsader durch unsre Geschichte geströmt ist, durch die Geschichte, welche unsren gerechten Ahnenstolz stützt und auch sein linkes Gestade uns zu Eigen gegeben hat; auf dies linke Gestade eben, das die Franzosen uns zu entreißen begehren, während sie nichts besseres zu thun wissen, als ihre Kräfte an den Befestigungsarbeiten ihrer Hauptstadt zu vergeuden — (aus Furcht vor den Deutschen Waffen) — stellen wir das Denkmal unsrer Gedankenhoheit, das Wunder und die Blüthe Deutscher Kunst, ein unantastbares Palladium einer tiefsinnigen, religiösen, durch Einheit unüberwindlichen Nation. Die großartigste, die glänzendste Verherrlichung unsres Nationalgefühls und unsres Selbstbewußtseins, dem Französischen gegenüber, würde die Errichtung eines nationalen Tempels sein, geweiht dem kosmopolitischen Geiste, der mit seinem Frieden uns und sie überschatten möge.

IV.

Der Rhein.

Du heil'ger Strom, gebenedeiter Strand,
Wo ist ein Deutscher, der nicht frommen Dranges,
Ein andachtglüh'nder Pilger an dir stand?
Wo ist ein Schwan Germanischen Gesanges,
Deß Flügelschlag nicht über dir gerauscht,
Der nicht dem Säuseln deines Schilf's gelauscht,
Der nicht gewiegt sich auf dem Deutschen Ganges?

Du bietest allen deinen Friedenskuß,
Den Landen rings, der Berge blauen Reigen;
Naht nicht mit Euren Schwertern diesem Fluß,
Laßt Eure Fahnen tief sich vor ihm neigen!
Auf dieser Wasser stillem Bette ruht
Des Volkes Stolz — zum Pfühl dient ihm die Fluth —
Erweckt ihn nicht, antastet nicht sein Eigen!

Er ruht und träumt; der Wellen Schlummerlied
Hat eingewiegt den blondgelockten Recken;
Des Wasserspiegels wallend Nebeln zieht,
Des Kaiserlichen Träumers seid'ne Decken:
Wer will ihm rauben, was er theu'r erkauft,
Was er mit blut'gen Weihungen getauft,
Wer wagt's, aus seinem Schlummer ihn zu schrecken?

Der Fluß ist sein! Aus dieser Schale trinkt
Der Deutschen Liebe und der Sehnsucht Taube,
Umher in duftigem Gewinde blinkt
Des Deutschen Weines feu'rdurchglühte Traube;
Und wo die hohen Kathedralen steh'n,
Versteinte Siegsgesänge der Ideen,
Da wohnt der Deutsche Friedensfürst, der Glaube.

Horch, wie den Strom das Läuten überklingt!
Hell singend kommt die Wallerschaar gezogen,
Im leichten Kahn, der mit dem Schaume ringt,
Von blüh'ndem Kranz und weh'ndem Band umflogen;
Auf morschem Erker zagend lauscht das Reh,
Vom Ringeltanz in's Dickicht schlüpft die Fee —
Das ist der Deutsche Rhein, das ist sein Wogen!

Der Deutsche Rhein! — Seit aus des Epheu's Blüh'n
Die grauen Burgen sonnig niederschauen;
Seit vielgethürmte große Städte kühn
Mit ihren Zinnen seine Wellen stauen;
Seit auf der Männer Stirn, ein Paraclet,
Flammenden Hauches der Gedanke steht,
Die stille Andacht auf der Stirn der Frauen:

Seit durch's Portal von diesen Felsenhöh'n
Der neuen Aera Morgengluth gedrungen,
Und unter ihm, in heller Glorie Weh'n,
Der Karol Magnus sein Panier geschwungen;
Seit in den Blenden überzweigt von Grün,
Wie sinnend grüßende Gestalten blüh'n,
Roland, Fastrade und die Nibelungen:

Seit, dessen Herrlichkeit die Welt umspannt,
Der Barbarossa thronte zu Gerichte,

Als Reichskleinod die Erde in der Hand:
Seit Eschilbach, der Kaiser im Gedichte,
Der Poesie verwehte Melodei'n
Zum Diadem sich flocht, ist dieser Rhein
Pulsaderstrom Germanischer Geschichte.

Sie hütet still und ernst ihr Eigenthum,
Indeß der Dichtkunst Arme sie umranken;
Zu Beider Füßen ruht der Deutsche Ruhm,
Ein grauer Löwe mit gewalt'gen Pranken,
Der an der Milch der Schlachten aufgenährt,
Den blut'gen Flammberg hütet und das Schwert,
Das wir geschweißt aus ehernen Gedanken.

Derselbe, der den Libanon durchschritt,
Von Türk'scher Fäuste Säbelblitz umschnoben,
Der einst Byzanz und Accon niederstritt,
Der Roma's Aar in's Banner sich gewoben;
Der grimmig hingestreckt auf seinem Schild
Dalag in dem Ronçalischen Gefild',
Der Pranken Trutz gen Mailand aufgehoben:

Vor dem Sicilien und das Welsche Land
Wie vor des Aetna's Flammenguß gezittert,
Der von der Seine grünem Hügelrand'
Bis zur Loire neulich noch gewittert;
Derselbe Leu, und donnernd tönt sein Ruf:
Weh' über Euch, wenn Eurer Rosse Huf
Das Ufer meines Rheines mir erschüttert!

V.

Als der arme Organist, der zugleich Schulmeister ist und den sie im Dorfe ein verkommenes Genie nennen, endlich gewahr ward, daß seine Tasten nur noch ein leeres Klappern von sich gaben, verließ er die Kirche und schritt auf den Kirchhof hinaus, wo er sich auf einen Leichenstein unter einem buschigen Hollunderstrauche legte und den Duft der blühenden Dolben einsog. Es ist eine seltsame Wahlverwandschaft zwischen dem Verfasser dieser Blätter und dem armen Organisten, die uns gewöhnlich zu gemeinsamen Träumereien in die Nähe des verwitterten, epheuumrankten Dorftempels zusammenführt: wir schauen dort auf die ruhige, warme Landschaft hinab, die mit leichtgeschwungenen Windungen lautlos ein kleiner Westphälischer Fluß durchgleitet, wie fürchtend, mehr Geräusch zu machen, als die blauen Rauchsäulen, die sich über zerstreuten Gehöften am Rande dunkler Eichenwaldungen emporkräuseln; er will die still webende Natur nicht wecken, die sich wie zum Schlummern unter die grüne Decke ihrer Wiesen- und Aeckerhügelungen gestreckt hat. Von der Berghalde, auf welcher die Kirche liegt, blickt man auf ferne Höhenzüge, über deren blauen Wellenschlägen die Silberpunkte einzelner Burgruinen

schimmern, wie weiße Segel über den Meereswogen der Horizonthöhe.

Der arme Organist hatte die eine Hand als Kissen unter seinen Kopf gelegt, indem er mit der andren lange Grashalme durch seine schmalen Lippen zog; seine Augen, die blau wie die eines Vorgeschichtensehers waren, hafteten an dem grauen Thurme, an dessen vier Giebelfeldern oben alte grobgemeißelte Steingestalten in den Abend hinausschauten. Derartige Bilder, alte Sterbewappen, wie sie in bunten Rauten in der Kirche hängen, auf ihren Grabsteinen hingestreckte Ritter und Ritterfrauen, üben eine magische Anziehungskraft auf ihn. Einst sah ich ihn, es war im Dome zu Mainz, den ich mit ihm besuchte, sich der Länge nach auf die Stufen des Altars am Ende des linken Seitenganges niederlegen. Eine Christusleiche war dort in Stein gehauen, umher die trauernden Marien. Ich sah nur die grobe schlechte Arbeit; der arme Organist weinte darüber wie ein Kind.

Habt Ihr was gehört, Meister? fragte ich ihn. —

Nein, heute nicht; der Wind kömmt aus Nordosten und mit dem sprechen sie nicht. — Er muß weit, weit herkommen und über die Meere gefahren sein; am besten aus Südwest: ich sage euch, ich habe den Mann dort oben redselig werden gehört bei scharfem West in einer regnichten schlimmen Nacht, wie eine ganze Ständeversammlung. Zuletzt schlug er mit dem Bischofsstabe nach dem Winde, und da war's aus. —

Und was ist Eure Meinung vom Kölner Dom, um die ich Euch letzthin bat? —

Daß ein Traum immer unterbrochen wird, wenn er am

schönsten zu werden beginnt, und wenn er unterbrochen ist, kann Niemand wissen, ob es ihm möglich sei, ihn zu Ende zu träumen.

Aber der Kölner Dom ist mehr als ein schöner Traum; wir sind ja längst erwacht, und er ist dennoch nicht verschwunden, Meister.

Er ist verschwunden; aus dem Sinn des Volks.

Glaubt das nicht; der Sinn des Volks wird ihn wie einen allumspannenden Dom der Zeit sich über's Haupt wölben.

Der Organist lächelte; ja, die Schwaben haben schon einen Kahn mit Steinen geschenkt und der Sänger des Rheinlieds wird seinen Goldpokal dazu hergeben, den ihm König Ludwig von Bayern verehrt hat. Die Zeit aber hat keine Zeit, sich einen Dom zu bauen, den sie nicht nöthig hat. Zu meiner Zeit war das anders; da hatte man noch Zeit, viel Zeit; die Uhren gingen langsamer, die Tage waren länger und die Jahreszeiten ohne Ende; als ich selber noch in den Schulbänken saß, statt jetzt davor, war eine Minute eine geraume Zeit; wenn der Magister sagte, Du mußt im Augenblick wieder da sein, konnte man recht bequem auf den Hof laufen. Während unsrer Schuljahre hätten wir mit Muße den Kölner Dom aufgebaut. Ueberhaupt sollte man's der Jugend überlassen, das Werk; es ist zu groß für große Leute, haben's doch auch die Kinder so weit gebracht. —

Die Kinder? —

Nun ja; das Mittelalter war die Zeit der Kinder. Habt Ihr denn nicht im Dom zu Mainz gesehen, wie klein selbst die größten unter ihnen, ihre Kaiser waren? Die

steinernen Prälaten und Kirchenfürsten auf den Leichensteinen, die aufrecht an den Pfeilern stehen, sind vollgewachsene Männer; neben ihnen stehen die Kaiser, die sie bei ihren Lebzeiten gemacht haben, und solch ein Kaiserlein geht dem großen Prälaten allemal nur bis an die Hüfte. Seht jene Burgtrümmer dort am Horizont, und vergleicht sie mit unsren Festungen; sind das nicht kindische Citadellen, diese kleinen Schwalbennester, welche die mittelalterlichen Knaben sich zum Spaß mit Steinen einwarfen? die Jugend ist raufsüchtig, und wenn ich meine fünfzig Jungen in der Schule handthieren sehe, ist's mir, als säße ich tief im Mittelalter. Es waren gute lenksame Kinder übrigens und wenn sie sich die Köpfe zerschmissen, so geschah es nicht aus Grausamkeit, sondern aus Lust an dem schönen rothen Blute, das aus den Wunden quoll. Die Jugend hat nun mal den lebhaftesten Farbensinn und darum verstanden sie so wunderschöne Malereien zu machen, aus Gold, Ultramarin und Zinnober, blutende Märtyrer und düftige, leuchtende Frauenbilder; darum strichen sie auch Alles an, sogar die Scheiben der Fenster und die Bildsäulen, die steinernen Rolande auf den Märkten. Als wenn Ihr einem Knaben ein Stück Kreide gebt. Die Farblosigkeit war ihnen zuwider wie die Lüge, welche sie Weißmacherei nannten. Die Sagen, die Mährchen, die Legenden des Mittelalters, gehören sie anderswo hin, als für die Kinder? Habt Ihr nicht gelesen, wie Hans von Schweinichens fürstlicher Herr nie das Fahren abwarten konnte, sondern sich, noch ehe die Pferde angespannt waren, voll kindlicher Heiterkeit in die Kutsche setzte und schaukelte? — Sie hatten einen ernsten sorglichen Papa, diese Kinder, der, wenn sie zu Hause ihm zu lärmend wur-

den, sie in die Ferien nach dem Morgenlande schickte, wo sie mit den Türken Kriegen spielten. Er selbst hatte ein kindliches Gemüth trotz ihnen, trug drei Kappen über einander auf seinem Kopfe und spielte mit einer weißen Taube, die treu und zahm auf seiner Schulter saß. Eine Mutter aber hatten sie, welche eine desto tollere Person war und nur mit Spaßvögeln spielte; ich meine die, welche in Dijon wohnte. Und nun endlich, kann Jemand anders als ein unschuldiges Kind, über dessen Lager sich ein schützender Engel beugt, um seine rosigen Wangen mit dem Leuchten prachtvoller Schwungfedern zu überwehen, kann Jemand anders als ein Kind, das im tiefen Frieden mit der Natur ihre Geheimnisse fühlt, einen Traum haben, worin die versöhnte Schöpfung zu ihrem friedlichsten Blumengebilde aufblüht, einen Traum wie den Kölner Dom? —

Ich weiß nicht, ob unsre Männer vollenden können, was Kinder begonnen haben; wohl aber, daß es eine Schande für sie wäre, wenn sie es nicht vermögten. — Sie sind keine besondren Baumeister, sagte der Organist. Hab' ich doch neulich das neue, gothisch verzierte Haus eines Banquiers gesehen, mit einem Wartthurme, der vollständig aussah, wie ein Glas, worin man Blutigel aufbewahrt und ein adliches Landhaus, wovon Ihr geschworen hättet, es sei ein Vollblutgestüt. Ihre großen Bauten aber gleichen meist dem Babylonischen Thurmbau, nur mit dem Unterschiede, daß mit der Sprachverwirrung begonnen wird. Da Ihr aber Eure Gedanken mit dem Kölner Dom beschäftigt, so habe ich Euch aufgeschrieben, was mir neulich darin begegnet ist und was ich seine Bewohner habe sprechen gehört. Ihr mögt es benutzen, wie Ihr wollt; was Ihr so meine romantischen

Schwebeleien nennt, könnt Ihr ja fortwerfen. — Kam der Wind aus Südwest? fragte ich. —

Der Organist antwortete nicht, sondern zog ein bekritzeltes Manuscript aus der Tasche und reichte es mir; dann begann er, eine alte Volksmelodie auf einem Lindenblatte zu pfeifen. Ich wußte, daß er unbrauchbar wurde, sobald er auf diese alten Weisen gerieth und zog mich deßhalb zurück mit dem:

Manuscript des Organisten.

Heil der Nation, der es beschieden ist, Tempel zu bauen! Die Nationaltempel sind die glückverheißenden Häuser der Astrologie, die über dem Friedenspfande des Regenbogens am Himmel stehen, in denen des Volkes günstige Sterne glänzen. Wenn die Völker bauen, dann bauen sie, freie Maurer der Idee, dem Höchsten. Die Einzelnen bauen immer dem Ich. Darum schaut Versailles, das ein Fürst gebaut hat, mit den Augen des Thieres in die Welt, welches der selbstsüchtigste Repräsentant des Ich's ist; es hat oeils de boeuf. Die Kathedralen aber, welches das Volk gebaut hat, schauen uns durch Rosen an, dem Abbilde der höchsten irdischen Vollendung, das kein Ich kennt.

Die vorigen Jahrhunderte haben uns daran gewöhnt, Tempel einzureißen. Wird man das unsre dazu begeistern können, ihrer einen zu bauen? — Einst, wenn es galt, aus dem Blute des Volksgeistes die Blüthe einer flammenden Idee aufschießen zu lassen, dann erhob sich ein Mann beredten Mundes, wie Peter von Amiens, wie Fulco von Neuilly, wie Bernhard von Clairvaux. Er sprach von der wandeln-

den Rednerbühne jener Tage, von dem sinnigen Geschöpf, welches man seitdem Maulthier genannt haben mag, oder von einem Esel herab, der ihn durch die Lande trug. Wo er hinkam, widerstand Keiner dem gotterfüllten Munde; der Redner streckte seine Hand nach Osten aus, sein Seherauge blickte gen Aufgang des Lichts und er sah, wie durch den Glauben Sion neu aus seinen Trümmern sich erhob. Die Flammen der Idee hatten auf die Häupter seiner Zuhörer sich niedergelassen, wie der heilige Geist auf die Häupter der Apostel niederkam in flammenden Zungen.

Voll der romantischen Träumereien, in welche die Erinnerung an jene große Zeit immer mich wiegt, bin ich in den Dom zu Köln gegangen um die Stunde der tiefen Dämmerung; in dem Gebäude war es schon Nacht, aber der Mond stand hell auf den Fenstern. Die helle Mondnacht scheint mir immer der Sonntag für diejenigen zu sein, welche von Gott begnadet sind zum Wiedergehen für die Geister. Und in der That schienen die Geister wach zu sein in der Kathedrale; es rispelte und gurrte und schwirrte etwas um die hohen Pfeilerbüschel, als ob es daran scheu zu den Gurten hinaufschwebte, sobald ich einer Säule nahe kam. Dann ein leises Aechzen; es war als ob die Spitzbögen wüchsen, noch höher hinauf, und als ob sie den Schmerz des Wachsens empfänden. — Um es zu gestehen, ich war in den Dom gegangen, zu sehen, ob die heiligen drei Könige, die dort in güldenem Schreine liegen, nicht das willfährige Thier mir leihen würden, das sie im Stalle zu Bethlehem fanden; ich möchte zum Volke sprechen wie Fulco von Neuilly; ich möchte die wandernde Rednerbühne besteigen, um die Herzen vieler Tausende zu entflammen.

Aber das Thier war nicht da und die Könige waren nicht der süßen Gewohnheit ihres Daseins zu entreißen; sie schliefen. Ich meine die heiligen drei Könige, welche im Dome zu Köln in dem güldenen Schreine liegen.

Als ich von dem Chore zurückkam und durch den linken vollendeten Seitengang schritt, waren unterdeß viel Gestalten lebendig geworden, deren düstren schweigsamen Formationen man beim hellen Tageslichte nicht ansieht, daß sie so redselig sprechen können, wenn durch den Mondschein ihre Heiterkeit angeregt wird. An dem dritten großen Fenster, von dem westlichen Haupteingange gezählt, war hauptsächlich ein wundersames Wesen. Die große Rosette oben neigte sich herüber, in die Kirche hinein, und schaute seitwärts auf die Königin von Saaba im vierten Fenster, als ob sie eifersüchtig bewachte, wie viel Schalkheit Salomo in seine Räthsel lege und wie viel Coquetterie der Saabaitische Blaustrumpf in seine Auflösungen. Ein wunderlicher Heiliger, ich glaube St. Gereon, reckte den Arm aus und stach bald dem Marcus Agrippa, bald dem Heiden Marsilius, die unter ihm in mittelalterlicher Rüstung, die Fahne von Köln in ihrer Hand gravitätisch dastehen, mit seiner Lanze neckend durch die Panzerringe. Nach einer Weile schienen sie den Spaß übel zu nehmen und sprangen einer nach dem andern klirrend aus ihrer Fensterabtheilung heraus, auf den Boden. St. Gereon lachte spöttisch und es hätte Streit gesetzt, wenn nicht Salomo, der weise Richter und Friedensstifter, der weiland Dombaumeister zu Jerusalem, zu ihnen getreten wäre. Sei es nun, um ihren Gedanken eine andre Richtung zu geben, oder weil ihn die alte Baulust ergriff, oder, was am wahrscheinlichsten, weil er die Gelegenheit ergreifen

wollte, von einer gelehrten Dame los zu kommen, er legte die Hand auf der Andren Schulter, wie um sie zu beschwichtigen und sagte ihnen, er wolle jetzt die Dombaustatuten in seine königliche Erwägung ziehen und sie sollten um ihn stehen, als seine getreuen Stände und das Maul halten. Er machte eine ernsthafte Stirn, zog die Brauen in die Höhe und als sie nun den fördernden Ausspruch seiner Weisheit erwarteten, begann er plötzlich ein Lied zu singen, das er nicht einmal selber, sondern Friedrich Rückert in Erlangen gemacht, ein Lied vom „hohen Dom zu Köln."

Der hohe Dom zu Köln!
Ein Denkmal alter Zeit,
Der Deutschen Herrlichkeit,
Im Alter längst ergraut
Und noch nicht ausgebaut,
Der hohe Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Der Meister, der's entwarf,
Baut' es nicht aus und starb;
Niemand mocht' sich getrau'n,
Seitdem ihn auszubau'n,
Den hohen Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Die Deutsche Herrlichkeit
Ging unter mit der Zeit,
Wer dacht' in solchem Graun
Daran, ihn auszubau'n,
Den hohen Dom zu Köln?

Der hohe Dom zu Köln!
Es lag in Finsterniß
Des Meisters Plan und Riß;
Jüngst hat man aus der Nacht
Den Plan an's Licht gebracht
Vom hohen Dom zu Köln!

Der hohe Dom zu Köln!
Umsonst ward nicht entdeckt
Der Plan, der war versteckt:
Der Plan sagt es uns laut,
Jetzt soll sein ausgebaut
Der hohe Dom zu Köln!

Also sang der König, und nachdem sein Lied verklungen war, verbeugte sich einer der Stände vor ihm, indem er pflichtschuldigst dem Beispiele des Königs folgend von poetischer Begeisterung gehoben wurde. Es war der Heide Marcus Agrippa, der romantisch wurde und den „Gruß des Engels" anhub. Aber das eingefleischte Heidenthum brach bei ihm am Ende in einem ironisirenden Lächeln durch, womit er die Rose oben anblickte.

Im Rheine, dem heiligen Strome
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem großen Dome
Das große, heilige Köln.

Im Dom da steht ein Bildniß
Auf goldenem Leder gemalt,
In meines Lebens Wildniß
Hat's freundlich hineingestralt.

Die Lippen, die Aeuglein, die Wänglein,
Die sah ich schöner nie;
Es kommt und spricht ein Englein:
Gegrüßt seist Du, Marie!

Die Rosette beugte sich lauschend über die Gruppe hinab; es war eine volle entfaltete Rose geworden mit einem milden ernsten Gesichte. Als sie die Klänge Deutscher Poesie im Munde der Juden und Heiden vernahm, da reizte es auch sie, ein christlich frommes Zeugniß zu geben und es flüsterte durch ihre Blätter:

Seh' ich immer noch erhoben
Auf dem Dach den alten Krahn,
Scheint mir nur das Werk verschoben,
Bis die rechten Künstler nahn.

Denn ein Sabbath hat begonnen,
Osterabend hehr und still,
Gleich dem Mond der Frühlingswonnen,
Wenn an's Licht die Knospe will.

Hört ihr wohl die Glocken läuten?
Also nah ist Gottes Reich —
Feiertag soll das bedeuten,
Betet und bereitet euch!

Salbet euch mit Oel der Stärke,
Nur auf eines habet Acht,
Montag naht, ein Tag der Werke,
Und ein Tag der Meisterschlacht.

Komt, ihr Meister und Gesellen
Zu dem Thale Josaphat,
Daß wir Säulen hau'n und Schwellen
Für die neue Bundesstadt.

Auf dem alten Grund erheben,
Neu geweiht von frommer Hand,
Sollt ihr euch, zum jungen Leben,
Burgen, Kirch' und Vaterland!

Jeder opfert seine Gabe,
Priester singen in dem Chor,
Und der Bischof mit dem Stabe
Klopfet dreimal an das Thor.

Harret nur noch wenig Stunden,
Wachet, betet und vertraut,
Denn der Jüngling ist gefunden,
Der den Tempel wieder baut.

Als die Rose diese prophetischen Worte Max von Schenkendorf's gesungen hatte, war sie begeistert und verklärt geworden; die andren hatten ihr andächtig zugehört und schwiegen; da trat die Königin von Saaba unter sie und, wie es schien piquirt, daß Keiner sie zum Singen auffordere, stimmte sie von selbst ein Lied an, auf dessen Ende sie einen etwas boshaft triumphirenden Nachdruck legte:

Wirst du vollendet nimmer
Dich spiegeln in dem Strom,
Du riesenhafte Trümmer,
Du grauer Kölner Dom?
Wird deiner Thürme Spitze
Noch immer nicht gehaun,
Wird sie vom Reich der Blitze
Nie auf uns niederschaun? —

Ich klomm auf deinen Zinnen,
Sah deines Chores Pracht, —

Und schaute dich tief innen,
Als wär' dein Bau vollbracht:
O Wölbung, kühn geschlossen,
Wie schwebend in der Luft,
Geheimnißvoll durchflossen
Von heil'gem Weihrauchduft!

O Pfeiler, himmelragend,
Umspielt von farb'gem Licht,
Das Ungeheure tragend
Als trüget ihr es nicht,
O Riesenblum', aus Klippen
Wie ein Gewand gewirkt,
Durchbrochne Felsenrippen
In Rosen ausgezirkt;

O Well', im Meer des Schönen
Emporgerauscht zum Herrn
Und wie von Donnertönen
Gebannt in Felsenkern!
Das ist kein ird'scher Meister,
Der solche Tempel denkt;
Das hat der Geist der Geister
In Menschenbrust gesenkt.

Ein Zion sollt' es werden,
Das jenem Zion gilt —
O Reich des Herrn auf Erden,
Das ist dein Ebenbild!
Nach tiefstem Plan ermessen
Und über Fels gebaut,
Doch von der Zeit vergessen
Und unvollführt ergraut.

Trüb schaut vom halben Thurme
Der alte Krahn daher,
Er schüttelt sich im Sturme,
Er zieht kein Werkstück mehr.
O lange wirst du mahnen
Herab auf Land und Strom,
Die Zeit der Eisenbahnen
Baut keinen Kölner Dom.[1])

Die Andren machten ein verdrießlich Gesicht, als die Pointe kam; nur Salomo nicht; der kümmerte sich, wie gewöhnlich kluge Leute, nicht um das, was die Andren sagten und summte immerfort seinen Vers:

Der hohe Dom zu Köln!
Umsonst ward nicht entdeckt,
Der Plan, der war versteckt!
Der Plan sagt es uns laut:
Jetzt soll sein ausgebaut
Der hohe Dom zu Köln!

Da trat der wunderliche Heilige, St. Gereon zu ihm und sagte: Geh auf die Seite Du da, Salomo; Du baust den Dom doch nicht aus und Deine Königin dort, die ohne den rechten Glauben ist, auch nicht. Eure alten Judäischen Kronen sind eingetrocknet und strömen nicht mehr das Leben aus, sondern saugen es ein; das wahre Leben strömt durch die Adern des Volkes und jetzt will ich eine Rede halten zum Volke und Du sollst schweigen, König, oder meine alten Leibwächter, das Wolfungethüm Fenris komt über Dich und die

1) S. Gedichte von Victor Strauß. Bielefeld 1841.

Midgardsschlange züngelt um Deinen Leib. — Er räusperte sich, legte die Hände auf den Rücken, blickte starr auf einen Punkt, räusperte sich wieder und begann mit hohler Seherstimme also zu sprechen:

Trauernd schwebt die Idee des Meisters über diesem Dome, er hat sie vom Himmel herab beschworen, aber den Leib haben alle Geschlechter, die an ihr vergangen sind, ihr nicht ergänzen können, und so flattert sie, halb Geist und halb verkörpert, wie beim Sterbenden oder Ungebornen um die gewaltige Masse und kann nicht sich ablösen und wiederkehren, noch auch zur Geburt gelangen, um ein viel tausendjähriges Alter auf Erden durchzuleben. Ein ewiger Vorwurf steht der Bau vor unsren Augen, und der Künstler zürnt aus ihm hervor, daß so viele Menschenalter nicht zur Wirklichkeit gebracht, was er allein, ein schwacher sterblicher Mann, in seines Geistes Gedanken getragen hat. Auch ist ein Fluch darauf gesetzt gewesen, als die Bauleute sich verliefen und also hat der zornige Geist geflucht: so lange soll Deutschland in Schande und Erniedrigung leben, preisgegeben eigenem Hader und fremdem Uebermuthe, bis sein Volk sich wieder der Idee zugewendet, von der es sich, der Eigensucht nachjagend, losgesagt und bis es durch wahrhaftige Gottesfurcht, gründlich treuen Sinn, festes Zusammenhalten in gleicher Begeisterung und bescheidener Selbstverläugnung wieder tauglich worden, solche Werke auszuführen, wie es sie jetzt in seiner Versunkenheit aufgegeben. Die Nächsten haben der wahrsagenden Stimme gelacht und bei sich überlegt, wie sie es wohl selbst durch eigenen Verstand abwenden und zu einem guten Ende bringen wollten; aber Jahrhunderte haben den Fluch getragen und an uns ist er zur Vollziehung kom-

men. Und weil wir darüber uns wieder auf uns selbst besonnen haben, darum ist auch an uns der Ruf ergangen, zu vollenden, wo jene es gelassen, und auszuführen, was ein Geschlecht, dem wir wieder gleich werden wollen, angefangen. Wahrlich, wie sie alle heißen, die mit Plänen zu Monumenten sich abgegeben, Schöneres, Tüchtigeres, Herrlicheres werden sie nicht ersinnen, als dieses in höchster Künstlichkeit einfachste Werk, das uns in jenem Dom vor Augen steht. In seiner trümmerhaften Unvollendung, in seiner Verlassenheit ist es ein Bild gewesen von Deutschland, seit der Sprach- und Gedankenverwirrung; so werde es denn auch ein Symbol des neuen Reiches, das wir bauen wollen. Die anarchische Zeit, die zwischen dem Abbrechen und dem Wiederanfang liegt, werde betrachtet, als sei sie dem Bösen nach gar nicht vorhanden, und knüpfen wir in der That wie hier im Bilde wieder an, wo die Letzten der guten Zeit abgelassen. Es ist wie ein Gelübde der Väter, das wir zu lösen gehalten sind. Wenn die Kräfte Teutschlands zur Vollendung sich verbinden, dann kann leicht zur Ausführung gebracht werden, was Stadt und Provinz mit großer Anstrengung so weit hinaus geführt. Nicht leicht und luftig aber soll man das Vorhaben nehmen, wie man seither in solchen Dingen gewohnt gewesen, als Gegenstand eines müßigen Hin- und Herredens; nein, vollständig soll man Zeit und Kräfte überlegen, und dann, wann die Ausführung gesichert ist, werkthätig zur Vollziehung schreiten. Es ist nicht das Werk eines Menschenalters, noch kann es der Armuth angemuthet werden. Darum sei hiermit der Vorschlag der Berathung der Nation empfohlen.

Der Redner strich das dünne blonde Haar seiner Schei-

tel glatt und schaute um sich mit dem blassen runden Löwenkopfe; der Mann war mir bekannt, ich hatte dieselbe Stimme mit dem hohlen Klange, als ob sie der Wahrsagung geheimnißvolle Gabe aussprudele, zu München im Bayerlande reden gehört; ich hatte dies schmalgeschlitzte Auge mit seinen Blicken in den Schätzen eines fabelhaften Hortes von poetischen Intuitionen und großartigen dichterischen Bildern wühlen sehen; der wunderliche Heilige war gar kein Heiliger, sondern der Professor Joseph von Görres, der Erfinder der artesischen Brunnen für das köstlichste Elementarwasser der Sprache, die fünfte Macht, der Samson in den Kornfeldern der Philister. Die Rede aber, die er eben gehalten, fand ich im Rheinischen Merkur, Jahrgang **1814**, Nr. **151**, mit denselben Worten abgedruckt.

Während also die Klänge und Worte Deutscher Poesie durch die Hallen des Domes erschallten, schien es mir, als ob seine Pfeiler und Bögen wüchsen, noch höher empor, leicht und wie vom Schmerz des Wachsens gesundet; ja ich glaube, hätte ein neuer Josuah den Mond auf seiner Bahn am Himmel festgehalten, die Nacht hätte das ganze Schiff sich vollenden und die Riesenmasten seiner Thürme zu den Wolken aufsteigen sehen. Aber ein solcher Mann war nicht da, obgleich ich glaube, daß es der umgekehrten Josuah's genug im Vaterlande gibt, die lieber den Mond festhalten, als die Sonne, das allerfüllende Licht des Tages. —

Die Geister der Dämmerung verhuschten, die Nacht zog höher herauf mit den traumbeschattenden Schwingen; es wurde stiller und stiller, da draußen am Rhein und in der heiligen düstergiebligen Stadt und unter den Wölbungen des Domes. Was aber der schweigende Kern der Nacht

mir Weiteres offenbart, das habe ich für Jeden, „who has no music in himself“, wie Shakspeare sagt, in unverständliche Verse, für die andren aber von kunstfertiger Hand nach den echten Noten in folgendes Notturno mir setzen lassen, das ich auf den Saiten eurer Phantasie mit weichen traumhaften Molltönen zu spielen begehre:

Der Meister des Dombau's.

Ein Notturno.

Wenn in den linden Vollmondnächten
Die Nebel träumen über'm Rhein,
Und graue Silberfäden flechten
Ein Florgewand dem Heil'genschrein:
Es träumt die Waldung duftumsäumt
Es träumt die dunkle Fluthenschlange;
Wie eine Robbe liegt am Hange
Der Schürg' und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,
Des Walles Gräser zucken matt,
Und ein zerhauchter Grabesbrodem
Liegt über der entschlafnen Stadt:
Sie hört das Traumgeräusch der Well'n,
Das leise murmelnde Geschäume,
Und tiefer, tiefer sinkt in Träume
Das alte Köln.

Dort, wo die graue Kathedrale
Ein riesenhafter Zeitentraum
Steigt dunstig aus dem Trümmermale
Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —

Dort, in der Scheibe Purpurrund
Hat taumelnd sich der Stral gegossen,
Und sinkt und sinkt, in Traum zerflossen,
Bis auf den Grund.

Wie ist es schauerlich im weiten
Versteinten öden Palmenwald,
An dem die Träume niedergleiten
Wie Anakonden schwer und kalt,
Anschwellend zum Altare dort,
Dann auf sich dehnend, lang gezogen,
Die Häupter schlingen sie zu Bogen,
Und schlummern fort.

Da droben, schwindelnd hoch, im Schiffe
Schläft halbgeschlossen Blum' und Kraut;
Wie matt gespülte Uferrisse
Die Streben lehnen, tief ergraut;
Genüber nur ein Schatten bebt
Dem blut'gen Märtyrer der Scheibe,
Wie neben dem gebannten Leibe
Die Seele schwebt. *)

Und immer schwerer will es rinnen
Von Quader, Säulenknauf und Schaft,
Und in dem Strale will's gewinnen
Ein dunstig Leben geisterhaft:

---

*) Nach der Zaubersage.

Da horch! es dröhnt' — im Thurme — ha!
Die Glocke summt — da leise wirbelt
Der Dunst — es zucket, wimmelt, schwirbelt,
Nun steht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,
Ein graues Käppchen, grau Gewand,
Am grauen Halse grauer Kragen,
Das Richtmaaß in der Aschenhand.
Durch seine Glieder zitternd geht
Der Stral wie in verhaltner Trauer,
Doch an dem Estrich, an der Mauer
Kein Schatten steht.

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,
Unhörbar schwebt es durch den Raum,
Nun sieh es um die Säulen gleiten,
Nun fährt es an der Orgel Saum;
Und aller Orten legt es an
Sein Richtmaaß, webert auf und nieder,
Und leise zuckt das Spiel der Glieder,
Wie Rauch im Tann. —

War das der Nacht gewalt'ger Odem? —
Ein weit zerflossner Seufzerhall,
Ein Zitterlaut, ein Grabesbrodem
Durchquillt die öden Räume all:
Und an der Pforte, himmelan
Das Männlein ringt die Hand, die fahle,
Dann gleitet's aufwärts am Portale —
Es steht am Krahn.

Und über die entschlafnen Welle
Die Hand es mit dem Richtmaaß streckt;
Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,
Sie brodeln auf, wie halb geweckt,
Als drüber nun die Stimme dröhnt,
Ein dumpf, verhallend, fern Getose,
Wie träumend sich im Wolkenschooße
Der Donner dehnt.

„Ich habe diesen Bau gestellt,
Ich bin der Geist vergangner Jahre!
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld
Ist schlimmer viel als Todtenbahre!
O wann, wann steigt die Stunde auf,
Wo ich soll lang Begrab'nes schauen?
Mein starker Strom, ihr meine Gauen
Wann wacht ihr auf?" —

„Ich bin der Wächter an dem Thurm,
Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen,
Mein Hornesstoß der Zeitensturm,
Allein sie schliefen, schliefen, schliefen!
Und schlafen fort, ich höre nicht
Den Meißel klingen am Gesteine,
Wo tausend Hände sind wie eine,
Ich hör' es nicht!" —

„Und kann nicht ruh'n, ich höre dann
Zuvor den alten Krahn sich regen,
Daß ich mein treues Richtmaaß kann
In eine treue Rechte legen!

Wenn durch das Land ein Handschlag schallt
Wie einer alle Pulse klopfen,
Ein Strom die Millionen Tropfen —"
Da silbern wall't

Im Osten auf des Morgens Fahne,
Und, ein zerfloßner Nebelstreif,
Der Meister fährt empor am Krahne
Mit Räderknarren und Gepfeif. —
Ein rauchend Ungeheuer schäumt
Das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —
O Deutsche Männer! Deutsche Frauen!
Hab' ich geträumt? —

VI.

Die Blätter des romantischen Organisten waren hier abgebrochen und ich kehre deßhalb zu meiner Aufgabe zurück, welche in einer Andeutung der Ideen besteht, die uns bei dem projectirten Vollendungswerke zu erfüllen und das Werk selbst mit ihrem Leben zu durchdringen hätten. Nachdem nun von der mehr äußerlichen, politischen und nationellen Bedeutung des Unternehmens die Rede gewesen ist, sind die mehr innerlichen, das künstlerische Gestalten des Bau's bedingenden, nach ihrem Ausdruck darin ringenden Ideen zu berühren. Dies können nun, wenn auch sehr modifizirte, doch nicht wesentlich verschiedene Gedanken sein von denjenigen, welche den ursprünglichen Plan eingaben und seine Ausführung bis zu dem vollendeten Drittheile bewirkten. Ich muß also zunächst von den Ideen des Mittelalters bei seiner Kunstschöpfung, von der Art sie auszudrücken, von der Symbolik der gothischen Baukunst sprechen.

Die Germanen des Mittelalters waren ein so von der Erde abgewendetes, eine höhere Bestimmung und die provisorische Endlichkeit der irdischen im innersten Bewußtsein tragendes Volk, daß sie ebenso wie das Volk des vorchristlichen Spiritualismus, die Juden, eigentlich fast gar kein

ächtes Eigen auf dieser Welt kannten. Ja, wer von ihnen ein freies Gut besaß, das er von Niemanden zu Lehn trug, Niemanden nach Lehnrechte zu hinterlassen hatte, der nannte sich der Sonne Vasallen, und ritt bei Sonnenaufgang dem stralenglühenden Osten zu, um mit drei durch die Luft geführten Schwerteshieben seinem Lehnsherrn das Homagium zu leisten.

Sie gehörten mit ihrem Wirken dem Himmel an, wie jetzt die Menschen sich an das Leben dahin gegeben fühlen, den weit schlimmern Lehnsherrn, der keinen „Richtsteig Lehnrechts" und keinen autor de beneficiis mehr anerkennt. Sie waren die Kinder des Himmels, welche in diese Welt in die Schule geschickt waren. Wie nun die Kinder im absoluten Frieden mit der Natur sind, so war auch der herrschende Geist ihrer Zeit in seiner reinsten Entwicklung die Idee des absoluten Friedens, der Versöhnung und der Einigkeit des Menschen mit dem Geiste, der in sich die Natur trägt, mit Gott. Weil aber die Gottheit stärker ist als der Mensch, und Mittelpunkt der Anziehung für das All, so mußte in dieser Versöhnung der Mensch der Gottheit folgen, und zu ihr sich emporheben. Bei uns hat man freilich die Sache umzukehren gesucht, und die Gottheit der stärker gewordenen Menschheit nachfolgen lassen; mit den strenggeschulten Truppen unsrer Gedanken, die in den Kasernen philosophischer Hirnschädel consignirt sind, haben wir sie überwältigt und eingefangen und man muß sogar: wohl denen sagen, welche ihren Gott nicht in die Tasche gesteckt haben und dort mit sich herum tragen. Die alte goldene Idee von der Gottheit ist durch so viele Löcher hohler Speculation getrieben, daß man sie endlich als dünnen Draht um den Finger wickeln kann.

Die Kunst des Mittelalters mußte, um eben Kunst zu sein, jene Idee des Geistes der Zeit in seiner höchsten Läuterung zu ihrem Principe machen; sie mußte also zunächst eine religiöse werden. Ueber alle andren Künste stellte sich demzufolge die Baukunst; sie ist die Kunst, der zuerst die Religion bedarf, weil sie ihre Tempel schafft. Die andren Künste mußten sich ihr unterordnen, ihre Dienerinnen werden; die Malerei, die Plastik, die Musik, hatten anfangs keine andre Bestimmung, als jene — ihre Herrin zu schmücken; die nackten griechischen Musen nahmen den Schleier und standen, reine züchtige Nonnen, um ihre würdige Mutter Architektur. So formte die Plastik jene dünnen linienlangen und aufgeschossenen Figuren, damit sie harmonirten mit der schlank aufstrebenden Säule, zu deren Schmuck sie bestimmt. Die Gestalt des Menschen selber mußte sich nach der Kirchensäule richten und strecken. Die Architektur hätte aber ihre Oberherrlichkeit über die andren Künste nicht bewahren können, wenn es ihr nicht gelungen wäre, auch vollendeter, bestimmter und umfassender als die letztern den Ausdruck für den ganzen Geist und alle Ideen der Zeit zu bilden und herzustellen. Sie erreichte das Ziel in stufenweiser Entwicklung und die Werke ihrer höchsten Blüthenzeit umschließen den ganzen unendlichen Gedankenreichthum, die ganze unendliche Fülle des tiefsinnigen Gemüths der christlich Germanischen Menschheit des Mittelalters.

Jene Entwicklung der Deutschen Baukunst fußt auf die Byzantinische Kunst, obwohl sie in einen durchaus verschiedenen Charakter sich hinüberbildete, in eine ganz andre Färbung hineinblüht. Die contemplativ gedankenvolle Lotosblume des Orients wurde eine emporstrebend aufschießende Lilie im

Norden. — Mit ihren runden Formen, ihrem Kreis als Grundtypus, das hohe Chor in der Mitte, runde Kapellen im Kreis umher, in ihren Verzierungen einfach und schlicht, drückt die Byzantinik die selbstgenugsame Abschließung, die in sich beruhende Nothwendigkeit aus, bildet ein in sich vollendetes Ganze, welches seinen Mittelpunkt ruhig umhegt und mehr contemplativen als strebenden Charakters ist. Sie baut mehr dem Gedanken, als der Sehnsucht und dem ringenden Gefühle ein Haus. In wunderbarer Uebereinstimmung mit diesem von vollendeter Beschlossenheit redenden Charakter des Byzantischen Styls sind auch, so viel ich weiß, alle Baudenkmale desselben, vom Justinianeischen Tempel des Logos in Byzanz bis herunter zu den Domen des Rheins, die jenem Style angehören, wie die Münster von Speyer, Worms, Bonn u. s. w. ganz ausgebaut und vollendet. Auch jene wunderbare Schöpfung mittelaltriger Poesie, der Tempel des Grabes auf Montsalvatsch, der Hort einer schon hier des Jenseits genießenden, schon auf Erden wie des Himmelreichs theilhaftigen und deßhalb dem Ringen der „streitenden Kirche" enthobenen Gemeinde, die in stiller Beschaulichkeit und endlich in Indien in einer stagnirenden Bewegungslosigkeit ihrer Lebensformen zu Ende geht, wird uns als in Byzantinischem Style erbaut beschrieben. — Dieses Abgeschlossene, Befriedigte, diesen eine eigene geweihte Welt für sich darstellenden Charakter, nahm die Byzantinik wohl in Rücksicht auf die äußere Lage der Kirche zur Zeit ihrer Entwicklung an. Als die Byzantinik sich ausbildete, war das Christenthum noch nicht die siegende Religion des Erdballs, die sich hätte in der Einheit einer allgemeinen katholischen Kirche wie vollendet abschließen und

der Beschaulichkeit hingeben können. Draußen umlagerten sie noch die Heiden, im Innern theilten sie die vielen Häresien des Byzantinerreichs, das große Schisma und die Arianer. So deutete denn die Kunst den Zustand an, zu welchem die Entwicklung christlichen Strebens führen werde, den Triumph der allgemeinen Kirche, von der ja die Verheißung gegeben war, daß sie sich einst zum vollendeten, als eine friedlich beschlossene und in sich selbst getragene Welt dastehenden, Tempel runden werde. Die christliche Kunst machte zu ihrem Ideal das Ideal des christlichen Strebens.

Als aber jene Verheißung erfüllt war, als die Kirche eine katholische geworden war und in Folge siegreicher Kreuzzüge gegen die Heiden auch das Morgenland mit seiner absterbenden ketzernährenden Nebenreligion sich ebenso gläubig wie das Abendland ihr zu unterwerfen begann; als der Pabst urbi et orbi seinen Segen sprechen konnte und wie die Sonne des Weltalls wurde, von der die höchste irdische Gewalt, der Kaiser, gleich dem Monde ihr Licht empfing; als man in den Schwabenspiegel schrieb: „Seit nun Gott des Friedens Fürst heißt, so ließ er zwei Schwerter hier auf Erden, als er zum Himmel fuhr, zu schirmen die Christenheit, die empfal Gott St. Petern beide, eins dem weltlichen Gericht das andere dem geistlichen Gericht; des weltlichen Gerichtes Schwert, das leihet der Papst dem Kaiser; das geistliche ist dem Papst selber gesetzt" — kurz, als das Christenthum in der katholischen Form das Höchste erreicht hatte, da kam die Bedingung aller irdischen Vollendung auch über diese seine Gestaltung auf Erden. Das spiritualistische Bewußtsein von der Nichtigkeit des auf Erden Erlangten, wurde nur lebendiger und die Sehnsucht nach dem Ueber=

irdischen mächtiger. Aus der Vollendung strebte der Geist zur Verklärung auf. Als die Kirche die Herrschaft der Welt erlangt hatte, wurde jene Ascese mächtig, welche die Welt verachtete, und sie für unwürdig hielt, die Schritte ihres Fußes zu tragen; wir wissen ja, daß das Gebet und die Verzückung die Asceten über dem Boden schwebend erhielt. Die Gnostiker nannten die ganze irdische Schöpfung des Teufels Werk, entstanden durch die Spiegelung des finstren Jaldaboth in der Hyle, der Urmaterie. So strebte der Spiritualismus, das Reich, welches die Kirche sich eben unterworfen, ihr wieder zu verleiden und schlecht zu machen, um sie von ihrem ursprünglichen Geiste nicht abtrünnig werden zu lassen. Nun bekam auch die Kunst einen andren Charakter; aus der abgeschlossenen befriedigten Rundung begann sie emporzustreben zu dem Höhern, das noch über die irdische Vollendung der Byzantinik hinausragt, das noch über ihren abgerundeten Kuppeln schwebt. Diese neue Baukunst symbolisirt die Schöpfung wie jene ältere, aber zugleich auch den herrschenden Gedanken, welcher sich dieser Schöpfung bemeistert hat. Sie sucht das Abbild der Natur zu geben, aber nicht der ruhenden, sondern der nach Oben emporschauenden, der zum Himmel hinanziehenden. Sie zieht so hoch ihre Werke hinauf, diese Kunst, als solle nie das Ende und ein Abschluß erreicht werden; ich weiß nicht, wer es ist, der die höchsten Zacken gothischer Thürme und Zinnen gleichsam ein Zeichen für: et caetera genannt hat. Für den viereckigen Byzantinischen Pfeiler, den sie, zum runden Stamme verwandelt, in die Ewigkeit hinauswachsen läßt, erfindet sie zur Bezeichnung des ganzen Wesens den Deutschen Namen die S t r e b e. Die alten Byzantinischen in

entschiedenener Objectivität zufriedenen Kunstgebilde erfaßt ein durchaus subjectiver Geist:

> Die alten Jubelklänge dehnen
> Sich aus in feierliche Weisen,
> Die Steine selbst ergreift ein Sehnen,
> Zum Himmel leicht emporzureisen;
> Die Pforte reckt sich auf als Bogengang,
> Um droben zu vernehmen hold Gerüchte,
> Der kurze Pfeiler wächst zur Säule, schlank,
> Und trägt, ein Baum, granitne Blumen, Früchte.
>
> (Merlin von Immermann.)

Der romantische Reiz, der für uns über den Kunstwerken des Mittelalters liegt, und den keine andre Epoche ihren Schöpfungen zu geben verstand, liegt darin, daß ihre Zeit das heiligste und zarteste, das dichterischste Gefühl der Menschenbrust ihnen einzuhauchen vermogte. Kraft, Lust, Schmerz, Götterstolz, Heldenfreude, welche in dem Marmor der alten Welt lebendig geworden, sind arm an Poesie gegenüber der Sehnsucht. Die Sehnsucht ist der Duft, der auf all den schönen Blüthen des Mittelalters liegt. — Aus dem doppelten Bewußtsein der Versöhnung der Menschheit mit der Gottheit und der Zerfallenheit der Materie mit derselben entwickelte sich die Sehnsucht, die aus den Banden der Materie den Menschen mit einer süßen Wehmuth hinüber zog in das Reich, wo der Zwiespalt beendet. —

Wie wir aber eben die Deutsche Kunst die befriedigte Abrundung negiren sahen; wie sie ihre Werke predigen läßt, was in ihnen der Priester Mund predigen soll, die Vergeistigung, welche sie selbst der Materie einzuhauchen gewußt

hat — so mag sie auch nicht unterlassen, ihrem ernsten Hauptgebilde ein ironisch höhnendes Protestiren gegen die Gestaltung des Kirchenwesens und Priesterlebens, wo dies der Materie zu verfallen beginnt, hinzuzufügen. Daher die spöttischen Gestalten der Messe lesenden Affen und Füchse, die obscönen Figuren unter den Zierrathen unsrer Gothischen Dome; dieses Protestiren ist oft nicht einmal versteckt, sondern den Glasmalereien beigegeben, wie die Allegorien in dem Chorfenster des Berner Münsters, in einer Kirche zu Metz und andre antipäpstliche und antipriesterliche Bilder der frühesten Zeit. Die früheste Byzantinik hätte sie noch nicht wagen dürfen; unsre Deutsche Architektur jedoch fand die Sache selbst zu fest gegründet, daß sie nicht den Spott ihrer Auswüchse hätte vertragen können. Dabei ist zu bemerken, daß die Baukunst ihre höchste Ausbildung in den freien Städten, im Schutze einer von Unabhängigkeitssinn erfüllten Bürgerschaft erhielt.

Nachdem nun die Deutsche Architektur in der ersten Periode ihrer Entwicklung, einfach und schmuckloser noch, ihre Werke zum Ausdruck der herrschenden Idee ihrer Zeit, des Spiritualismus, gemacht hatte, ward ihrer weitern Fortbildung Aufgabe, nun auch ferner die, alle Lebensformen und Gestaltungen durchdringende, weitere Entwicklung jener herrschenden Idee selbst zu verfolgen und gleichen Schrittes mit ihr nach allen Seiten hin auszuwachsen. Auch diese Aufgabe wurde von ihr gelöst; sie ward dadurch die universellste aller Künste. Es gelang ihr, in ihren Schöpfungen mikrokosmisch die ganze Creatur in aller ihrer Mannigfaltigkeit, in ihrer ganzen Unendlichkeit, und zugleich das innere Leben dieser Creatur auszudrücken; den Stamm des Baumes, seine

Blätter und Blüthen nicht allein nachzubilden, sondern auch den innern treibenden Saft anzudeuten. So erhielt sie zu dem ersten Merkmal ihres Charakters, der Höhe, das zweite, die Fülle. Und wie wir das Hinaufringen und Ranken zur Höhe von einer Art Protestantismus gegen die erlangte irdische Vollendung des kirchlichen Zustandes eingegeben sahen, außerdem aber auch der Spiritualismus sein Symbol darin ausprägte, so erhielt die Fülle außer ihrer symbolischen Andeutung der Unendlichkeit, noch ein andres Motiv aus dem vorherrschenden Princip aller mittelaltrigen Kunst, der Germanischen Phantasie. —

Daß aber die Schöpfungen der Deutschen Kunst, ungleich denen der Byzantinischen, so oft nicht vollendet wurden, ist, sieht man, mehr als äußerliche Zufälligkeit, fast ein innerlich Bedingtes.

VII.

Die Hinüberbildung aus der Byzantinik in die Gothik ward freilich auch durch mehr äußerliche Bedingungen, durch Clima und Material z. B. begünstigt. Die im Norden nöthigen spitzen Dächer leiteten schon auf den sich ihnen besser anschließenden Spitzbogen der Gewölbe, auf die Höhe. Der weiche Sandstein des Nordens erlaubte die Ausbildung der Ornamentik als Fülle. Daß wir den Spitzbogen und die reiche Verzierung von den Arabern entlehnt haben, scheint mir eine durchaus falsche Behauptung. Einmal lag es nicht in dem Sinne des Mittelalters, seine christlichen Kirchen nach heidnischen Tempeln zu formen; dann auch ist es historisch viel wahrscheinlicher, daß die Mauren dem Einflusse unsrer Kunst bei der ihren gehuldigt haben, denn umgekehrt. Warum wäre sonst nur Spanien, wo die Mauren mit dem christlichen Abendlande am unmittelbarsten in Berührung kamen, nicht aber ihr eigentliches Heimathland die Wiege der Arabischen Kunst geworden? Wissen wir doch, daß Griechische Künstler zu den Arabern berufen wurden, ihre Mosqueen zu bauen, daß Griechen nach Spanien wanderten, um unter Abdorrhaman III. die Stadt Zehra anzulegen. So ward ihnen der Byzantinische Grundtypus gegeben, den sie auf ihre Weise, nach dem Muster

der sich weiter fortentwickelnden christlichen Architektur ausbildeten, von welcher letztern sie das Phantastische der Ornamentik begriffen und annahmen, nicht aber das tiefsinnig Bedeutungsvolle der Symbolik, die ihnen fremd bleiben mußte. Freilich mochte ihre secundäre Kunst dann hie und da auf die unsre rückwirken; so haben vielleicht die Normannischen Bauwerke des zwölften Jahrhunderts in Sicilien bei Byzantinischem Styl und viereckigen Pfeilern durch Saracenischen Einfluß ihre Spitzbögen erhalten.

Der Geschmack der einzelnen Germanischen Völker übte entschiedneren Einfluß. England, welches die Byzantinik den Sächsischen, die Baukunst der Uebergangsepoche zur Gothik den Normannischen Styl nennt, übernahm die höchste Ausbildung der Fülle und des Reichthums der Zierrathen. Frankreich bildete zuerst die Façade aus und ist überhaupt als Mittelglied in der Hinüberbildung aus einem Styl in den andren zu betrachten, während Deutschland die allseitigste, höchste Entwicklung der Kunst vorbehalten blieb. Die Kirche Notre Dame zu Paris kann unter andren als ein solches Monument des Uebergangs betrachtet werden; ein Denkmal, welches so das Gepräge der erreichten Idee trüge, wie unsre Dome zu Köln und Straßburg hat weder Frankreich noch England.

Wir nennen deßhalb unsre Baukunst mit Recht eine Deutsche. Es waren ja auch Deutsche, die man zu den großen Bauten in's Ausland berief; nach Italien z. B. als Friedrich der Rothbart die Kunst seiner Heimath dorthin gebracht hatte, jene Meister Jacob, Wilhelm von Inspruck u. s. w., welche zu Assisi, Boloana, Pisa wirkten, wie aus Cicognara und andren Italienischen Geschichtschreibern erhellt. Die in Deutsch-

land vollendete Kunst ging nach Frankreich hinüber, um die Kathedralen zu Rheims, Amiens, Bourges und Notre Dame zu Rouen zu schaffen, nach Spanien, um die Dome von Segovia, Burgos, und Toledo in's Leben zu rufen.

Daß man sie Gothisch nennt, rührt daher, weil man ihre Entstehung an den alten Reckenkönig Dietrich von Bern anknüpfte. Dieser edle Degen, welcher am Ende des fünften Jahrhunderts Oberitalien seiner höchst Gothischen Herrschaft unterwarf, und nebenbei als eine ernste sinnende Heldengestalt durch das Nibelungenlied schreitet, war der Erfinder des Rococo's. Er mischte bei seinen Bauten Antikes und Byzantinisches und eigenes durcheinander, wie die Rococozeit mischte; er ließ seine berühmte Rotunda zu Ravenna, deren Kuppel aus einem Stein von 38 Fuß im Durchmesser bestand, und andre Prachtbauten seiner Residenz mit Zierrathen ausschmücken, welche die schlichte Byzantinik nicht kannte; etwa wie das Zeitalter der Reifröcke den schlichten Säulenköpfen der antiken Kunst seine Zöpfe anhing. Die Italiener nannten nun später diese außer dem ursprünglichen Kreise ihrer Kunstanschauungen liegenden Werke Gothische und behielten diesen Namen bei für die ebenfalls das Merkmal reicher Verzierung tragenden Bauten der Deutschen Architektur.

Ein günstiges Moment für die Ausbildung der letztern lag in dem unermüdlichen und staunenswerthen Fleiße der mittelaltrigen Menschen. Sie wußten noch, wie außerordentlich zeitraubend jene Stunden sind, die wir dem opfern, was höhere Geister die Langeweile, die tödtende Moira, wir aber mit euphemistischer Scheu unser Amüsement nennen. Sie arbeiteten lieber, wenn auch nur um ein großes Werk zu fördern, bei dem der Einzelne ganz in den Hintergrund

trat und die Eitelkeit durchaus keine Nahrung fand. Es ist fast unbegreiflich, wenn man liest, was z. B. der einzige Regiomontan im fünfzehnten Jahrhundert in Nürnberg alles erfand, schrieb, ausrechnete, hämmerte, feilte und schleifte; welchen Aufschwung in dieser Stadt, durch ihn allein angeregt, damals alles Gewerbe, alle Kunstübung nahm. Es war noch die Zeit, wo das Handwerk mit dem tiefsinnigen Ernste der Kunst, die Kunst mit der bescheidenen Betriebsamkeit des Handwerks getrieben wurde. Durch solchen Fleiß befugte sich die Stadt Ulm zu dem Beschlusse, jede auswärtige Beisteuer zum Bau ihres Münsters ausdrücklich zu verbieten. Sie konnte es um so leichter, als es mehr des Fleißes, denn des Geldes zu solchen Werken bedurfte. Obwohl der Welthandel Deutschland zu einem schätzereichen Lande gemacht hatte, so daß wir es kaum über uns vermögen, den unerhörten Angaben des Florentiners Macchiavelli darüber Glauben beizumessen, so finden wir doch die Summen, welche einst große Bauwerke bei uns erforderten, auffallend klein. Das Chor der prächtigen Sebalduskirche zu Nürnberg z. B. (vollendet 1377) kostete nicht mehr, als 3,500 Gulden. Anders bei dem trägeren Volke der Italiener; zum Dome von Pisa (1063 gegründet) zahlten 34,000 Familien jährlich bis zur Vollendung des Baues einen Goldgulden; dazu kamen reiche Geschenke aus öffentlichen Kassen und regierender Herren, wie des Oströmischen Kaisers, so daß der Dom eigene Verwalter seiner Güter in Byzanz und andren Gegenden bestellen mußte. [1])

---

1) Auch von der Alhambra heißt es in der Romanze:

El Moro que los labrava,
Cien doblas ganava el dia,
Y el dia que no las labra
Otras tantas se perdia.

Ein weiteres günstiges Moment für die Ausbildung der Deutschen Kunst mag in der geographischen Lage Deutschlands inmitten zwischen dem Süden und Norden gefunden werden. Jenem gehört die Phantasie an, welche in's Formlose hinausstrebt, das expansive Princip aller Gestaltung; diesem der Gedanke, die Idee, welche beschränkt, bindet und begränzt, das contrahirende Princip. Und indem Deutschland beide vermittelt, beider Himmelsstriche Principien in ihm sich begegnen, hat es die Aufgabe empfangen, in aller organischen Kunstschöpfung das Höchste darzustellen. Wir haben den Boden, auf welchem die Eiche Shakspeare gedeihen konnte, wie die Palme Calderon; zwischen beiden, sie überragend, ihrer Aeste Macht über jener Wipfel spannend, steht die Thuja occidentalis, der abendländische Lebens- und Erkenntnißbaum Goethe.

Um den Baum der Deutschen Kunst des Mittelalters stellte sich eine Schaar sinniger Gärtner. Ich meine jene freien Maurer der Bauhütten, die sonderbare geheimnißvolle Zunft, die auch nur in jener Zeit sich bilden konnte, wo das Handwerk eine Kunst war und die Kunst ein Gottesdienst. Diese Fehmgenossen und Freischöffen auf der rothen Erde, dem purpur- und goldgetränkten Lande des Ideals, hatten ihre Mysterien wie die Westphälischen, wurden gleich ihnen wissend gemacht, und erkannten sich an Wortzeichen, Gruß und Handschenk; ihre Symbole, Zirkel, Winkelmaaß und Richtwage waren weniger das Handwerkzeichen, als die Mahnung an den gesetzmäßigen Aufbau des innern und äußern Lebens. Zu ihren Geheimnissen gehörte eine geläuterte Auffassung des Christenthums, wie manche gnostische Ueberlieferung; hauptsächlich aber eine tiefe Kenntniß der Geometrie

und physikalischer Gesetze, Kunstgriffe im Steinschnitte u. s. w.; und als ein Reichstagsbeschluß von **1707** die Verbindung der Deutschen Hütten mit der zu Straßburg, ein andrer von **1731** die Vereidung der Maurer auf ihre Geheimnisse verbot, da mag manche kostbare, von einer Reihe von Generationen verfeinerte und vervollkommte Fertigkeit nach und nach untergegangen sein.

Ihnen zur Seite stand die Zunft der Glasmaler, vom Ende des zehnten Jahrhunderts an, in welchem das Kloster Tegernsee in Bayern die ersten gemalten Scheiben erhielt und Theophilus Presbyter seine Anleitung zum Malen mit verglasbaren Metallfarben schrieb, bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts sich stufenweise immer glänzender entwickelnd; erst Byzantinischem Geschmacke folgend, dann in ihrer Blüthenzeit, vom Jahre **1400** an, nicht allein zu ornamentalem, sondern zu wirklichem Kunstwerth sich erhebend. Doch konnte die Glasmalerei bei ihrer Gebundenheit an schwer zu behandelnden Stoff und bei blos decorativer, der Baukunst untergeordneter Bestimmung nicht gleichen Schritt mit der Deutschen Oelmalerei halten; ihre Meister mußten sich mit den Glasern in eine Zunft zusammen begeben, diese Verbindung zur Gilde aber stützte am meisten ihren glänzenden Aufschwung durch Mittheilung und sichere Bewahrung technischer Geheimnisse. —

VIII.

So erwuchsen sie, diese Häuser des Mittelalters, diese versteinerten Apocalypsen, worin unter jedem tiefsinnigen Symbol ein tieferes sich birgt, das der Eingeweihte wohl ergrübeln mag, ohne doch den Schleier von ihm nehmen zu können, der über dem Ganzen liegt, die Moisesdecke des Mysteriums; eine dunkle philosophia teutonica, und dennoch reich, klar, durchsichtig, den einen Urgedanken in der Signatur aller Dinge erfassend, wie die Jacob Böhme's; eine ergreifende, himmelanjauchzende Harmonie, gewaltig wie die kühngefugten Donner Händels.

Sie sind nicht düster, nicht abschreckend, sondern licht und einladend, diese Predigten, diese dreisten Triumphatorreden des Spiritualismus; die Seele erfassend, daß sie nie wieder von ihnen sich losreißen mögte. Man ist stolz, ihnen anzugehören, wie der Erinnerungen einer Heimath, in ihnen froh werden zu können. Denn ist nicht dort, wo der alte gemeißelte Stein auf den Löwenfüßen ruht und die gewaltige Schale voll geweihten Wassers trägt, die Stelle, wo wir geboren sind, aufgenommen unter die Lebenden im Geiste und in der Idee? Ist nicht dort von einem segnenden Munde das heiligende Motto für das Epos unsres Lebens

ausgesprochen worden? Der Anfang und das Ende unsres Lebens gehören ihnen an. Wer mögte nicht unter ihnen ruhen, nicht mit ihnen ewig werden in gefesteter Gestalt, wie die Ritter und Fürstenbilder, die unter ihren Wölbungen schlafen, die frommen Hände über dem ruhigen Herzen faltend, marmorstark, wie ihr Glaube war, die hohe Stirn, über welcher der Sonnenstral die Farbentöne der Scheiben zittern läßt, so heiter, wie ihr Vertrauen war? Es ist ein schönes Leben, das in solchem Schlummer endet und ausruhend seinen Fuß auf das Sinnbild der Treue setzen kann. Und nach dem Tode, nach Jahrhunderten noch so schön! Wenn sie sie öffnen, die schweren Wimpern, dann fällt ihr Blick auf keine Zerstörung, auf keine Trümmer einer Welt, die ihnen theuer geworden; die alten Wappenschilde glänzen über ihrem Haupte, ihr Heiliger blickt auf sie von der Mauer herab, der alte Waffenbruder, mit dem sie Sarazenenköpfe gespalten, liegt an ihrer Seite; ihre große, ihre glänzende Zeit umgibt sie und hat sich umher in lichte Krystallisation zusammen gefugt, ihr reiches Leben hat sich zu einem Dome über sie gewölbt. Ihr Grab ist wie das der alten Gothenkönige, die man mit allem begrub, was ihnen auf Erden werth gewesen; mit ihrem Waffenschmucke, ihrem Kriegsrosse, ihrem Weibe.

Man kann wirklich nicht lange einsam in diesen Deutschen Domen wandeln, ohne das ganze Leben des Mittelalters zu ahnen, zu fühlen, endlich traumartig sich gestalten zu sehen; ohne zu vergessen, daß die Sonne draußen die Lebendigkeit eines ganz andren Jahrhunderts bescheint. Weßhalb, fragen wir uns, erhebt sich dieser ruhende Ritter nicht von seiner staubigen Tomba? weßhalb klirren seine rasselnden

Schienen nicht durch den Gang hinab und verschwinden hinter dem letzten der Pfeiler, wie er hinausschreitet, dem Turnierhengste seine Sporen einzudrücken? Kein Ring an seinem Panzerhembe ist zerbrochen und verloren; dies sind die Handschuhe, mit dem er das Schwert gefaßt, das gestern einem schnöden Welfen das Hirn einschlug; dies sind die Hände, die den Lehnseid beschworen in der Hand des Kaisers; wird er sie nicht erheben, um das Visier aufzuschlagen und lächelnd auf die sommerlich grünen Haiden zu blicken, über denen kreischend sein Falke sich wiegt, über deren Blumenkelchen, ein weißer Schmetterling, das Lied Walter's von der Vogelweide flattert? Weßhalb läßt er sie allein über den Rasen, an dem Waldessaume hersprengen, seine junge Burgfrau, die dreiste Reiterin mit der drallen, hochgewachsenen Gestalt, im knappen Mieder, in dem faltenlangen flatternden Reitrock? Sieht er nicht, wie die aufgeschossenen Milchbärte, die Pagen, sich um sie drängen, wie sie lacht und scherzt, wie ihre Wange glüht? Ritter, es ist nicht gut, daß du immer in deinen eisernen Schienen, in deinem schweren Panzer bleibst, und daliegst und schlummerst. Sieh, wie sie anhält, wie sie die kleine weiße Hand an die Stirne legt, um ihre Augen zu schützen; die Sonne leuchtet von der Hand so blendend wieder, als ob es die Schwinge einer weißen Taube sei, die hoch in den Lüften kreist und Blitze mit ihren Flügelschlägen wirft. — Sie blickt dem Wanderer entgegen, der dort müde durch das Waizenfeld herbeireitet, in schimmernder farbiger Tracht, einen glänzenden Busch von Pfauenfedern auf dem Kopfe seines Pferdes, die sich bis auf den Boden niederschaukeln, wenn es den Hals nach den reifen Aehren ausstreckt. Sein

Reuter sieht es nicht; er hängt träumend in dem Sattel, das Haupt gesenkt, gleich einem grauen Falken, der alte Weisen vernimmt, wie er sie vor hundert Jahren von seiner ersten Herrin hat singen hören. Ein Diener folgt dem Reuter, zu Fuße einherschreitend, ein Instrument auf seinem Rücken tragend. Wer mag er sein, der Ankömmling? Am Ende ist es Herr Wolfram selber; er reitet auf die Burg zu, die Hufe seines Rosses tönen über die Zugbrücke, seine Sporen klirren auf dem Pflaster des Hofes, er schreitet über die Schwelle. Ritter, Ritter erhebe dich! er wird deine Halle mit Lust und Leben füllen, er wird auch über den Teppich deiner Kemnade schreiten. Er wird von deinem Heldentode singen und wie du erschlagen seiest von den heidnischen Hunden. Deine junge Burgfrau wird weinen. Erhebe dich Ritter; es ist nicht gut, daß sie weint; es ist nicht gut, daß du schlummerst. Schreite über die sonnige Haide deiner Burg zu; es ist die Sonne von Legnano, die Sonne von Bougines, die am Himmel steht, deren Licht sich in den Falten des flatternden Banners auf deinen Zinnen verfängt. — —

Aber weßhalb sie wecken, diese Welt? Es ist vergebens, sie ist todt; unsres Gemüthes Auge schaut sie nur noch, ein glänzend schönes Bühnenspiel, das aus den riesigen Coulissen dieser Pfeilerreihen tritt. Waren nicht diese Dome den Menschen jener Zeit so viel, wie uns die Bretter, „die die Welt bedeuten?" die Spiegelung ihres ganzen Seins, ihres Lebens, aller Gestaltungen ihres Gemüths. Die Muse aber, welche diese Tempel erbaute und in ihnen waltete, war nicht die schmerzentstellte, düstre Gestalt, die auf dem Kothurn des Aeschylos einherschreitet; es war eine lichte

sinnig heitre Jungfrau, eine Beatrice, welche den weltumfassenden Geist des großen Florentiners in die Gefilde des Empyräums geleitet.

Lassen wir sie schlafen, diese Menschen verschollner Zeit, welche in ihr Grab wie in die Wiege eines neuen Seins sich legen durften. Ihr gläubig Auge wird ja doch uns nicht begreifen, wenn es aufblickt und sieht, wie das wandernde Volk unsrer Gedanken auf dem Wege durch die Wüste sich umtreibt und der Flammensäule nachzieht, die vor ihm her wandelt, sichtbarlich, doch unbegriffen. Sie sind zu rechter Zeit gestorben; sie waren froh, unbekümmert, voll Zuversicht durch ihren Glauben; sie haben den goldnen Becher, den ihr Buhle, das Leben, ihnen gab, geleert, und als sie ihn versenken mußten tiefunten in die Fluth, weil der Tod kam, wurden sie mit dem Anblick dieses Todes, der an ihre Pforten klopfte, verschont und hatten eine friedliche Urständ. Denn es war nicht der Genius, der ihren seligen Vätern die Wimpern geschlossen, welcher jetzt mit eiserner Faust an ihre Hallen, ihre Thürme pochte, daß sie darunter zusammen krachten. Es war ein Würgengel, der die Seele mit dem Leibe zu erschlagen kam; es war das sechszehnte Jahrhundert, das mit dröhnenden Schritten die Stufen zu ihren Festeshallen hinanschritt; das die bunten Teppiche, die prunkenden Gewinde unbekümmerter Lust von ihren Wänden riß, um die öden Räume des Gedankens zu erschaffen. Ein Faust in Auerbachs Keller, begleitet von dem Geiste, der verneint, trat das sechszehnte Jahrhundert unter die Zecher des Mittelalters. — Christophoro Colombo hatte ihm eine neue Welt entdeckt, von welcher selbst die Schrift nichts geahnt; es war eine unendliche, aber gefährliche Bereicherung

der Intelligenz und der Ideen; die neugefundenen Schlingpflanzen Amerika's zogen sich verwirrend durch die Gärten der Europäischen Cultur, Lianen, die den Stamm verderben; Luther hatte eine Flamme entzündet, in welcher der Gesetzescodex der Menschheit aufgeloht war, welche um das alte mit Sammt bezogene Holz des heiligen Stuhles züngelte. Das sechszehnte Jahrhundert packte der Zweifel an; es wurde der Faust der Geschichte und trieb sich unselig umher. Auf den Arm des Waffenschmiedes, der einen Harnisch hämmerte, legte es die Hand und sprach: Schmiede die Waffen des Geistes. Es trat zu dem Ritter, der seinen Becher leerte und sprach: Trinke aus dem Born der Erkenntniß; zu dem Werkmeister, der an den Steinen zum Bau der Kathedralen meißelte, trat es und sprach: Baue den Tempel in dir selber. Und die Harnische verrosteten, der Becherklang verstummte, die hohen Dome blieben unvollendet stehen. Der Faust der Geschichte aber ging, seinen Zweifel mit den Typen, die Peter Schöffer und Gutenberg in Mainz erfunden, auf fliegende Blätter abzudrucken, und sie hinflattern zu lassen nach allen vier Winden, zu allem Volke.

IX.

Aber ich habe erst die Hälfte meiner Aufgabe gelöſ't, indem ich ſkizzenhaft andeutete, von welcher Grundidee aus und unter welchen Umſtänden die Deutſche Architektur im Ganzen ſich entwickelte. Es bleibt noch übrig, nachzuweiſen, wie nach vollendeter Entwicklung im einzelnen Theile des organiſchen Ganzen ihrer Kunſtſchöpfungen, jener Hauptgedanke, wie verzweigt, mit ſeinen Folgerungen ſich ausſprach; ebenſo, wie im Leben das Prinzip der Zeit, dem alten Geſetze aller welthiſtoriſchen Entwicklung zufolge, nach allen Seiten hin ſich ausgedehnt, und verwirklicht hatte und jede Geſtaltung erfüllte.

Die Bedeutung der Höhe und der Fülle in den Deutſchen Bauwerken haben wir oben geſehen. Aus dem feſten Glauben und dem Schatze ſeiner Ueberlieferungen war die Sehnſucht nach ſeinen Verheißungen erwachſen, die Germaniſche Sehnſucht, für welche ja wir allein noch den Ausdruck haben; ſie baute die Tempel zu den Wolken empor, wo der Sitz des Lichtes, wo das Jenſeits iſt; dahin ließ ſie in ſymboliſcher Nachbildung die unendliche Fülle der Schöpfung ſtreben. Denn in allen auch nicht der Verſöhnung theilhaf-

tigen Wesen setzte sie dasselbe hinaufringende Gefühl voraus. Läßt doch die Sage den Nix trauernd am Ufer seines Stromes unter der Weide sitzen und weinen, daß nicht für ihn auch der Versöhner geblutet hat. Er stößt einen Schrei voll tiefen Jammers aus, wenn muthwillige Knaben ihm zurufen: Nix, du kommst nicht in den Himmel! — Die Kunst ließ in Uebereinstimmung damit das unorganische Gebilde, den todten Stein, in das ihm zunächststehende Gebiet organischer Gebilde, in die lebende Pflanzenwelt hinüberwachsen. Zudem auch erkannte der tiefe Natursinn der Deutschen, welcher allem Geschaffenen seinen Urtypus, allen Elementen ihre Musik abzulauschen verstand, in der Pflanzenbildung den passendsten Schmuck, um den Reichthum der Schöpfung anzubeuten, das passendste Muster für die Gebilde der Kunst. Die Pflanze ist das edelste, die Blume das schönste der Dinge, weil es am wenigsten das Gepräge seiner Zweckbestimmung an sich trägt; die Rose ist das Bild der irdischen Vollendung; sie ward der Grundtypus alles Gothischen Schmuckes.

Das Ganze eines Deutschen Baudenkmales wurde durchwebt von den Andeutungen alles dessen, was der Geist des Menschen in jener Zeit in seine Vorstellungen aufgenommen hatte; das Wunderbare, was aus dem Heidenthume der alten Welt und des Orients stammte, das Mystische, worin der nach innen gerichtete Sinn sich zu verlieren begann. Aber nur „die verklärte, frei und voll aufblühende Natur und das geordnete siderische Haus der verherrlichten Schöpfung" sollte nachgebildet werden. Man ließ deßhalb die schädlichen Ungethüme der Thierwelt nur als überwältigte Cariatyden oder draußen als regenspeiende Traufen zu. Eine künstliche

Uhr dagegen, welche geregelt den Stand der Sonne in ihrem Thierkreis, den Lauf und Wechsel des Mondes und die Constellationen der Planeten nachweis't, gehört in jeden Gothischen Dom.

Die Grundform ist immer die Figur des Kreuzes, aus oblongen und gleichseitigen Würfeln zusammengesetzt. Das Kreuz ist ja das allgemeinste Sinnbild des Christenthums; es ist seine Grundlage und hat eine mystische lebengebende Kraft; das Kreuz, an welchem der Heiland gestorben und das die heilige Helena mit den beiden Kreuzen der Schächer entdeckte, wurde daran erkannt, daß man einen Todten damit berührte, der zum Leben auferstand. Die Evangelienharmonie des Mönchs Otfried zeigt in feierlicher Auslegung des Kreuzes Bedeutung für das Mittelalter, als eines Sinnbilds für das Universum. Das Viereck des Schiffs deutet die aus vier Elementen bestehende Welt, die Seiten des ganzen Bau's deuten die Himmelsgegenden der Schöpfung an. Von ihnen ist der Norden der lichtlose, das Reich der Kälte und der Finsterniß; die Nordseiten der Deutschen Dome und Kirchen sind deßhalb gewöhnlich die schmucklosesten, vernachlässigtsten Theile. Das Chor, über den Boden des Schiffs erhöht, als Sitz für die der Gottheit näher stehende Priesterschaft, ist abgetrennt von dem Sitze der Layen; es ist nach Osten mit dem Hauptaltare gerichtet, weil des Lichtes und der Lehre Aufgang im Osten. Umher standen oft, wie um den Thron Gottes die neun Chöre der Engel, weil der Altar der Thron Gottes bei der Wandelung wird. Wie die Schöpfung in buntem Farbenschmelze glänzt, so ist auch im Innern ein vielfach Farbenprangen, auf den Gemälden und an den Bildsäulen, woran die Leiblichkeit

nicht mehr wie in der nackten Antike hervortritt, sondern verhüllt den seelischen Ausdruck vorherrschen läßt. Bilder und Statuen stellen zumeist die heilige Jungfrau dar; denn Maria, die Reine, ist wie Braut und Gattin des Vaters, die Mutter des Sohnes und so, beide gewißermaßen bestimmend, die Königin der Himmel; sie ist die süße Verkörperung der Mutterliebe, die „absolute Macht des Gemüths," der Hort der Germanischen Sehnsucht. Wie ihr das Mittelalter die lichtesten Sterne der Verehrung um das Haupt flocht, wie der chevalereske Frauencultus dazu trat, um sie als eigentliches Numen jener christlichen Jahrhunderte erscheinen zu lassen, ist bekannt genug, und die weitere Andeutung überflüssig. — Es mag vergönnt sein, eine hierher gehörende Stelle aus Immermann's nicht genug gewürdigtem „Merlin" anzuführen:

Es füllet sich der Chor mit Visionen,
Die von der Decke Gurt herunterstreben;
Erzengel, Kräfte, Fürstenthümer, Thronen
Fahren an Strahlen längs den Pfeilern nieder,
Das Haupt der Mutter zierend mit der Kronen.
Sie ruht auf goldnem Stuhl die keuschen Glieder,
Versenkt in's Kind, das, einst in sie versenket,
Mit seinen Händchen quetscht des Todes Hyder.
Rings treten zu die Heiligen verschränket,
Und zeigen freudiglich auf ihre Wunden,
Womit der Menschen Marter sie beschenket.
Im höchsten Schmerz ein lechzendes Gesunden,
Stirbt ewig süßen Tod Sebastian,
Der hat der Wollust tiefsten Grund gefunden.
Die kleinen Englein machen sich daran,
Und spielen mit dem Kranz, dem Kelch, dem Dorne,

Der Säule, Geißel, die das Blut gewann.
Und wie der Westwind wühlt in reifem Korne,
So wühlet, stürmet, tost im Meer der Liebe
Die Orgel mit der Töne brünst'gem Zorne. —

Außer den Bildern und den Statuen der Heiligen leuchten aber noch die langen „verlangsamen" Fenster in dem mannigfaltigsten, zauberhaftesten Farbenreichthum; die Darstellungen der heiligen Geschichte brechen das draußen leuchtende natürliche Licht, bevor es in das Heiligthum eindringt; das bedeutet, wie der natürliche Verstand, das angeborne Erkenntnißlicht des Menschen erst durch jener Geschichte Kraft gebrochen und zur Wiedergeburt begnadet werden muß, ehe er in das Heiligthum der Christlichkeit Zugang gewinnt. — Der Verzierungen Grundtypus ist, wie gesagt, die Rose; sie stellt das irdische Leben in seiner Blüthe dar und mit dem Kreuzessymbol in ihrer Mitte wird sie zum allgemeinen Sinnbild der in der Schöpfung lebenden Gottheit, dient dem Ganzen als weihende Signatur. Oft auch sind in den Fensterrosen gnostische Zeichen angebracht; dies sind Schiboleths oder Erkennungszeichen der freien Maurerhütten. — Und wie der Wunderbau also mit stummen Zeichen von dem Geiste, der ihn durch seinen Anhauch wie lebendig gemacht, Zeugniß ablegt und spricht, so bekommt er eine laute Stimme, wenn der Orgel rollende Accorde ihn durchtönen, das verzagte Klagen oder das froh beseligte Aufjauchzen des Domes, der dann wie eine ungeheure Menschenbrust selber ist; eine Menschenbrust, der das sehnende Herz nicht stille steht, die das zu gewalt'ge Gefühl nur in Liedern auszuströmen weiß. Und noch mächtiger, über sie hin, wie der Gottheit Ruf aus der

Höhe, tönen von den schwindelnd aufgeschwungenen Thürmen die Glocken. Die Macht, die Siegesherrlichkeit des Glaubens tönt aus ihnen, ein weithin rollender Donner ambrosianischen Gesangs, dessen Klänge, wenn sie mit den Morgenstralen eines hohen Festes sich in ein goldnes Gewebe flechten, mit den Nachbarklängen der nächsten Kirche, Kathedrale oder Abtei zusammen rinnen, und so weiter, in ununterbrochener Kette nach Süden und nach Norden hin, bis wo brandend das erdumkreisende Meer sie aufnimt.

Jener Thürme Zahl aber ist drei; denn in drei Erscheinungen hat die Gottheit sich kund gegeben. Andre Zahlen z. B. die heilige Sieben wurden als Urmaaß angenommen, worauf aller Theile Verhältnisse sich reduziren lassen mußten; wie es Grundzahlen gibt, die allen numerischen Verhältnissen der Schöpfung unterliegen, sei es die Entfernung der Planeten von einander, sei es die Bewegung der Schallwellen verschiedener Töne, der Lichtstralen von verschiedenen Farben her. Die genaueste Berechnung, meist nach cubischen Verhältnissen, lag den Constructionen des Ganzen und seiner Theile zu Grunde; es wurde gesagt, daß die Bauhütten im Besitz besondrer geometrischer Kenntnisse gewesen seien; sie verfuhren danach eben so gewissenhaft, wie es bei den Bauten der antiken Kunst vorgeschrieben war.

In dem Angeführten sind die Intentionen der Kunst genannt, mit welchen sie ihre steinerne Dogmatik aufbaute. Als Deuter dieser Intentionen aber warf sich die Scholastik auf und erläuterte sie, ihrem Katheder berufe treu, mit Noten, woran der Schöpfer des Textes gewiß nicht gedacht hatte. Viel auf das alte Testament sich beziehend, schuf sie eine weitere mystische Symbolik, welche allen Theilen der

Kirche, des Gottesdienstes, der heiligen Gefäße und Paramente untergelegt wurde. Wenn das Tabernakel, die Zelthütte, aus vierfarbigem Behange aufgeschlagen wird, deutet es ihr die vier Elemente an; der Name aber weis't auf den streitenden Zustand der Kirche hienieden hin. Des Fundamentes Eckstein ist Christus; über ihm schichten die Apostel, die Propheten sich auf. Die darüber errichteten Mauern bedeuten die Juden und Heiden, welche aus allen vier Weltgegenden gekommen, Christo zu glauben. Es sind die zum ewigen Leben prädestinirten Gläubigen, welche als einzelne Steine die Mauer bilden; geglättet und abgekantet, um ihre Reinheit und Heiligkeit zu bezeichnen. Ein Stein ruht auf dem andren, wie der Jünger auf dem Meister, dessen Stärke sein geistiger Träger ist; die größeren nehmen die kleineren zwischen sich, wie die vollendeteren Seelen mit brüderlichem Beistand die schwächeren stützen und umschirmen. Das Cäment besteht aus Kalk, der brennenden Charitas, welche sich mit Sand, das ist die irdische Stofflichkeit, verbindet, wie die Liebe sich um die irdisch, materiell Bedrängten und Gedrückten schlingt und sie mit ihrem Troste zu durchtränken sucht. Das Dritte ist das Wasser, das den verbindenden heiligen Geist andeutet. Und wie die Mauer nicht errichtet werden kann ohne das Cäment, so kann das himmlische Jerusalem nicht aufgebaut werden ohne die Charitas. Die Anordnung der ganzen Kirche richtet sich nach der Gestalt des menschlichen Leibes. Der Hauptaltar stellt den Kopf vor; die Seitenbalken des Kreuzes sind die Arme und Hände; was nach Westen liegt, das Schiff, ist der übrige Leib, die Kanzel aber das Herz. Nach Richard von Sankt Viktor bedeutet die Anordnung der Kirche den dreifachen Stand der

in der Kirche zum Heile zu Führenden; das Sanctuarium den der Jungfräulichen; der Chor den der Enthaltsamen; der übrige Leib des Baues, das Schiff, den der Vermählten. Man sieht, es hat seinen Grund, warum das Sanctuarium so klein; größer ist der Chor; am allergrößten aber das Schiff. Ebenso ist die Abstufung ihrer Heiligkeit. Nach ihm sind die vier Wände, woraus die Kirche besteht, die vier Evangelien; die Länge bedeutet die Geduld der Seele, bis sie zur himmlischen Heimath gelangt, die Höhe ihre Hoffnung auf die Vergeltung im Jenseits, die Breite ist die umfassende Liebe, die auch die Feinde in ihr Gebet schließt.

Die Krypten stellen die Gemeinde heiliger Eremiten dar, welche die Anhänger eines geheimeren Lebens und Dienstes sind. Die Thürme sind die starken Prälaten der Kirche, welche sie schirmen. Darum spricht, fügt der Scholastiker hinzu, in Liebesliedern der Bräutigam zur Braut: collum tuum sicut turris David aedificata cum propugnaculis. Cantic. 4. Der runde Apfel auf den Thurmspitzen ist das Leben und der Sinn des Prälaten, der zur Höhe emporstrebt; der Hahn darüber aber der Prediger, der Wächter in der Nacht des Jahrhunderts, der die Schläfer, die Söhne des Jahrhunderts, welche in ihren Sünden schlummern, auferweckt; wie der Hahn gegen des Windes Stürmen sich wendet, wacht der Prediger gegen die drohende Gefahr, gegen den brüllenden Löwen, der in der Welt umgeht. — (Wahrscheinlich darum kann der Löwe den Hahn nicht vertragen und flieht ihn.) — Die Fenster sind im Innern ausgeweitet, breiter als außen; der mystische Sinn des innern Menschen umfaßt mehr, als der äußere, auf die Dinge der Welt gerichtete So weis't diese scholastische Deutung, nachdem ihr einmal

Thür und Thor geöffnet, mit einem alttestamentarischen Behagen an den oft verkehrtesten und sinnlosesten Bildern und Allegorien jedem Bestandtheile des Gottesreiches sein Symbol in der Kirche an; sie erstreckt sich über Gemälde, Gewande, Glocken u. s. w., ja sie geht bis zum Glockenseile, das aus drei Strängen gewunden ist, den dreifachen Werth der heiligen Schrift anzudeuten, welche ein historisches, ein allegorisches und ein ethisches Moment enthält.

Aus Respekt vor Ihnen, schöne Frau, die ich eben unwillig sah, daß ich nicht wagte, den Schleier von den propugnaculis der gazellenäugigen Braut des hohen Liedes zu heben — geschieht es allein, wenn ich noch einmal mit einer Stelle höchst sonderbaren Mönchslateins Sie ärgere, welche den auffallendsten Beweis enthält, wie weit jene Sucht zu erklären sich verirrte; ich schreibe sie wörtlich aus dem Scholastiker Wilhelm Durante [1]) ab: sacrarium, in quo sacerdos sacras vestes induit, uterum sacratissimae Mariae significat: in quo Christus se sacra veste carnis induit. Sacerdos a loco in quo vestes induit ad publicum procedit: quia Christus ex utero virginis procedens in mundum venit. Noch mit einer dritten Angabe muß ich Sie ärgern, gnädige Frau; aller guten Dinge sind drei und die bewährtesten Autoritäten haben es über allen Zweifel erhoben, daß es ein gutes Ding sei, eine Frau zu ärgern, welche sich mit Literatur beschäftigt, wie Sie in diesem Augenblicke thun. In den ältesten Zeiten nämlich, sagt mein Gewährs-

---

1) Rationale divinorum officiorum, einem der ersten in Deutschland gedruckten Bücher. S. Ausgabe: Antwerpen 1570, Lib. 1 Blatt 8.

mann, war der Platz der Frauen in der Kirche abgetrennt von dem der Männer und es herrschte der Gebrauch, daß sie nicht anders, als mit verhülltem Haupte erschienen; das kommt daher, weil das Weib nicht nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, wie der Mann und weil durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen ist; deßhalb sind sie der Ehrfurcht vor dem Priester, dem Stellvertreter Gottes, schuldig, in seiner Gegenwart sich zu verhüllen. Ob diese Behauptung von allen Priestern des Mittelalters gebilligt worden sei oder controvers geblieben, weiß ich nicht. Aber man sieht, diese Scholastiker waren nicht galant, was sie auch durch die Erfindung des plumpen Rechtssatzes bewiesen: solus cum sola non praesumitur orare paternoster. Könnten Sie immer in mein Herz sehen, Sie würden mir bezeugen können, wie ungerecht diese Behauptung ist. Jener Satz heißt nämlich, ich hätte, in einem Tête-à-Tête mit Ihnen nie ein Paternoster ausgestoßen! —

X.

Ist es nun möglich, daß ein Werk so unergründlich tiefen Gedankenreichthums, wie diese Deutschen Dome sind, wie vor allen die Kölner Kathedrale es ist, von uns noch vollendet werde? Wer wagt es, die versteinerte Musik des christlich Deutschen Volksgeistes da, wo sie abgebrochen ist, fortzudichten? Sie ist ja halb verschollen, diese Musik, einzelne verwehte Stimmen nur tönen, unbelauscht verschwimmend, durch unser Jahrhundert. Wer vermag es, die einzelnen stillen Wässer, in denen noch der scheue Schwan des Gefühls sich badet, die Lotosblume der Andacht ihre Wurzeln tränkt, aus den verschlossenen Gründen unsrer Brust zusammen zu leiten, daß sie in einen vollen frohen Wohllautstrom, in einen gewaltigen Siegsgesang von der Hoheit und der Kraft der Zeit und des Volkes ihre Wellen zusammen schlagen? Und dann, wer vermag es, die neugeweckte Poesie der That lebendig und frisch zu erhalten, daß sie ein langsam nur zu förderndes Werk viele Jahre hindurch mit der Harmonie gesunder Lebenskraft durchhauche?

Ich glaube, daß es mit Gott unser ernster und frommer Wille vermag. Wohl ist es ein Werk der höchsten Kunst, das wir zu schaffen gedenken; wohl erfordert es somit eine Fülle schaffender Gedanken. Aber ich glaube, daß ihrer genug in dem Gemüth des Deutschen Volkes vorhanden sind und daß diese eine fast ebenso begeisternde Macht über uns gewin-

nen können, wie sie sie ausübten über die ersten Gründer jener riesenhaften Schöpfungen. Ich glaube, daß unter unsrem religiösen, unter unsrem nationalen Bewußtsein ein Reichthum von Gefühlen und Gedanken schlummert, der nur einer Hinweisung auf eine würdige Form seines Ausdruckes bedarf, um geweckt zu werden und zu folgen. —

Wir müssen den Tempel erst in uns selber erbauen, ehe er in äußrer Wesenheit seine Herrlichkeit darstellen kann. Das vermögen, wenn irgend ein Volk, Deutsche Männer. Die Religion ist nie bei uns ganz zur Aeußerlichkeit geworden, nie auf einen Theil des Volkes bloß übergegangen. Sie ist in Deutschland noch immer die erste, die gewaltigste Macht; es hat darum einst sein bestes Herzblut vergossen und sie ist noch jetzt mit seinem besten Sein verschlungen. Keine afterphilosophische Waffe, kein Ichsuchender Napoleon des Gedankens hat ihr Niederlagen beibringen, hat auf ihrem Gebiete seine Königreiche stiften können. — Wir sind durch Confessionen getrennt; die Religion hat allerhand Zerwürfnisse bei uns zur Folge gehabt; aber der entschiedene Ernst, womit diese Fehden ausgefochten werden, beweisen sie nicht gerade die Macht der religiösen Ideen über uns Deutsche, auch da, wo eine verkehrte, dem Christenthum zuwiderlaufende Auffassung vorwaltet? Ich glaube, daß von allen Ländern am meisten in Deutschland noch gebetet wird, d. h. im Geist und in der Wahrheit gebetet wird. Wir sind das Volk des Gemüths und der Poesie. Wo aber ist ein wahrhaftes Gemüth, das nicht eine religiöse Weihe hätte? wo eine wahrhafte Poesie, welche nicht ein religiöses Moment in sich trüge? —

Aber freilich, die rein religiöse Idee, welche die Menschen

des Mittelalters zu ihren großen Werken begeisterte, ist abgebleicht und geschwächt. Die Geschichte hat Entwicklungen andrer Gedankenkeime zwischen sie und uns gestellt. Es ist uns nicht mehr wie jenen Gründern gegeben „zu werden wie die Kinder." Gehen wir vor Allem von der Wahrheit aus beim Beginne des großen Unternehmens und täuschen uns nicht und glauben, der Spiritualismus habe noch lebendige Macht genug über unsre Tage, die Kathedrale zu Köln, das glänzende Gotteshaus der heiligen drei Könige zu vollenden; täuschen wir uns nicht und glauben, die Sehnsucht könne mit der alten Wehmuth mächtig über uns werden, wie sie einst es war, als das Mittelalter seine Dome baute. Der unmittelbaren Sehnsucht nach oben, der unmittelbaren Frömmigkeit allein bauen wir keine Tempel mehr; wohl aber zum Theil ihr, zum Theil einer mittelbaren Frömmigkeit, welche die unmittelbare zurückersehnt; welche einen Ausdruck für das Gebet finden möchte, daß der Geist einer frömmern Welt- und Geistesepoche — geläutert und verklärt — wieder in unser Herz, in unser Gefühl einkehren möge.

So ist die Religion mächtig genug bei uns, wenn sie mit der Sehnsucht nach Religion zusammengefaßt wird, die Hauptidee einer Kunstschöpfung zu werden, welche zu ihrer Verherrlichung dienen soll. Und wenn auch der Spiritualismus abgebleicht ist, die ganze Volksreligion hat darum, wenn auch an eigenthümlicher Innigkeit, doch nicht, ich möchte sagen, an Umfang verloren, nicht an Reichthum an denjenigen Gefühlen, welche die Religion eines Volkes bilden, und auch dem Deutschen Volke die tiefsten Saiten der Brust, des innern Lebens anschlagen. Unvergeudet sind noch die Edelsteine aller unsrer volksreligiösen Empfindungen da; es

kommt nur darauf an, sie zusammen zu lesen, sie zu fassen und in ein stralendes Diadem für das Haupt unsres Nationalbewußtseins zusammenzuflechten. —

Der Rhein hegt der Nixe krystallenes Haus nicht mehr, aus dem die Zauberweisen tönen; aber er ist noch immer der Lebensstrom unsrer Gestade. Der Deutsche Kaiser steht nicht mehr wie ein leuchtender Hort auf der Höhe unsrer Geschichte, einigend, bindend und in herrschender Kraft; aber noch immer lebt, wenn auch schlummergefesselt in der dunklen Felsenkammer, der träumende Barbarossa, der Schutzgeist des Deutschen Volkes.

Und dieser Schutzgeist des Volkes, dieser träumende Herr der Welt, dessen nach innen gerichtete Augen Traumgestalten zu sehen beginnen, wie sie nur der Morgenschlummer webt, lichte Visionen auf dem Hintergrunde, den der Sonnenaufgang zu einem stralenden Empyräum färbt, dieser Schutzgeist regt und reckt sich und will erwachen, um wieder der wache Herr der That zu sein, wie er es einst war im Morgen- und im Abendlande. Er ist der Geist des Nationalgefühls und des Nationalstolzes, der Geist der Religiosität und der Poesie; der Freiheit und der Einheit. Es ist eine starke, eine heroische Gestalt, reckenhoch, Teutonischer Bildung; er trägt um das blonde Haar einen Kranz, den ihm Jahrhunderte aus unverwelkenden Zweigen, aus der Palme, des Lorbeers und der Eiche Grün zusammengeflochten. — Und hat Kaiser Heinrich Huffeholz den Bamberger Dom gebaut, Kaiser Karol Magnus das Aachener Münster, weßhalb sollte nicht dieser Kaiser des heiligen Deutschen Reiches die Kölner Kathedrale ausbauen können? —

XI.

Vor Allem gilt es, mit Vertrauen, Muth und Festigkeit das Werk zu beginnen; der hektische Schaden jeder That ist das Mißtrauen auf die Kraft, welche sie vollbringen soll. Das ist der erste Meister des Kölner Domes inne geworden, von dem ihr hier lesen sollt, wie es ihm so schlecht bekommen, daß er nicht auf seine Kraft vertraut und abgelassen, selber zu streben, im Vertrauen auf Gott und ein gläubiges Gemüth, dem von oben gegeben wird, worum es bittet. Auch eine andre Moral noch wird diese Geschichte für uns enthalten.

Es weiß Niemand, wer den Plan zum Kölner Dom entworfen hat, wer des großen Werkes eigentlicher Baumeister gewesen ist. Einige sagen, es sei der weise Regensburger Bischof Albert der Große, der im Jahre **1280** in einer Mönchszelle in Köln starb, der Erfinder des Planes gewesen; hatte er doch auch bei dem Baue der Peterskirche zu Rom mit seinem Rathe in der theologischen und philosophischen Symbolik des Werkes und der „architektonischen Musik" dieses Tempels ausgeholfen; und da er ein so gewaltiger Magier war, daß er zu großer Verwunderung König Wilhelm's von Holland mitten im Winter aus dem

Schnee die Rosen aufblühen, die Trauben glänzen und die Vögel gar lieblich von den Zweigen singen ließ, so mochte er freilich, eben so gut wie der Zauberer Virgilius ein Castel Marveil, den Kölner Wunderbau zu ersinnen verstehen. Andere nennen einen Gerardus de S. Trudone, den Steinmetzenmeister Gerard von St. Trond, dem das Domkapitel zu Köln, weil er fleißig den ganzen Bau geleitet, im Jahre **1257** einen Bauplatz zu einem Hause schenkte. Aber der eigentliche und rechte Baumeister des Kölner Doms ist weder der große Albertus, noch dieser Steinmetz Gerard gewesen, sondern ein ganz anderer. Weßhalb aber sein Name nicht auf uns gekommen, das ist eine mysteriöse Geschichte, die ich hier erzählen will, wie ich sie aus dem Munde des Volks aufgeschrieben gefunden habe.

Den ersten Plan, in der heiligen Stadt Köln am Rheine einen Bau zu beginnen, dessen Vollendung weit hinausrage über alle Werke der Vergangenheit aller Länder, faßte der heilige Erzbischof Engelbert von Berg; aber er ward verhindert, Hand daran zu legen, weil er jämmerlich ermordet wurde mit vielen Wunden, in einem Hohlweg bei Gevelsberg in der Mark, wo sein Vetter, ein Westphälischer Ritter mit seinen Spießgesellen ihm aufgelauert hatte. Vielleicht wollte auch der liebe Gott nicht, daß jener den Bau des Tempels beginne, denn der heilige Engelbert war ein sehr hochmüthiger Mann und brüstete sich ob seiner Macht und Klugheit, als des ganzen Deutschen Reiches Verweser und „Fürseher.“ Als darauf Heinrich von Molenark, sein Nachfolger, ihn gerächt hatte und dem nun der prachtliebende Conrad von Hochsteden in der Würde der Mitra und des Churhuts gefolgt war, da nahm dieser den Plan wieder

auf, im Jahre des Heils 1248, in welchem eine Feuersbrunst die alte Domkirche zerstört hatte. Deßhalb ließ er einen jungen Meister, der sich aber durch große Bauten berühmt gemacht hatte und in der Stadt Köln wohnte, vor sich kommen und sagte ihm seine Gedanken, wie er einen Dom über alle Dome der Welt zu bauen vorhabe und der Meister solle den Plan dazu entwerfen und die Arbeit daran unter seine Leitung nehmen. Der Meister machte ein ernsthaft und bedächtig Gesicht, als er den Erzbischof so reden hörte, zog die Stirn in Falten und lüftete das Barett, welches er, wie es damals Sitte war, aus Ehrfurcht nicht abzulegen gewagt hatte, daß es aussah, als ob ihm das Werk schier unbequem sei. Der Erzbischof Conrad von Hochsteden aber, der sinnend dagesessen hatte, den Arm auf die goldbefranzte Lehne seines Sessels stützend, lächelte darüber, ließ den großen Siegelring an seiner Hand von einem Zeigefinger auf den andern gleiten und freute sich, daß seine großen Gedanken es selbst dem berühmten Meister schwül gemacht hatten. —

Geht nur, Meister, Ihr werdet schon damit zu Stande kommen, wenn Ihr auch bescheidentlich Euch deß weigern möchtet; geht mit Gottes Hülfe, und wo Ihr nicht mehr auszukommen wißt, da erholt Euch Raths nur bei mir, sagte der Erzbischof.

Der Meister ging langsamen Schrittes hinaus und durch die Gemächer des Erzbischöflichen Hofes: als aber erst die frische Luft draußen ihn anwehte, da hob sich ihm, um sie in vollen Zügen einzusaugen, die gespannte Brust, sein Auge flammte, er warf das Barett in die Höhe und fing es wieder auf, gleich einem muthwilligen Schulbuben; die lärmende

Gasse war ihm zu eng, er mußte hinaus, um für seine Freude das Weite zu gewinnen. Mit wiegenden Schritten, die kräftig, wie verachtend, das Pflaster trafen, kam er an das Frankenthor; dort, wo jetzt noch zwei verstümmelte Steinbilder stehen, war damals eine Bank in der Stadtmauer angebracht und darauf warf der Meister, als er hinausgekommen, Mantel und Wamms, obwohl es Abend war und eine schneidende Luft vom Rheine her wehte. Er lief auf und ab, focht mit den Armen hin und her, wie einer, der seiner Lustigkeit kein Maaß weiß und rief: Einen Dom über alle Dome der Welt! einen Namen über alle Namen der Erde! — Dann begann er mit der Spitze seines Stab's, an dem die Zolle und die Füße verzeichnet standen in rheinländischem Maaß, allerlei Linien in den Sand zu zeichnen und wieder zu verlöschen; dann wieder ging er mit langen Schritten auf und ab und rief: Meister, Meister, wer wird dir gleich sein auf Erden bei Enkel und Urenkel und fernem Geschlecht! — Unterdeß ging der Mond auf und hielt es hell wie am Tage. Er setzte sich wieder auf die Bank; hinter ihm rispelte etwas; aber es war wohl nur der Wind, der durch die Blätter und Loden rieselte und wimmerte, die aus den Fugen der Stadtmauer aufgewachsen waren; sonst war alles still um ihn und die Fledermäuse kreiseten unhörbar um seinen Kopf; ein Nachtvogel stieg huschend aus dem Schilf am Rheine auf und verlor sich in dem Schatten der Mauerstreben, welchen der Mond auf das Flußufer warf. Der Meister machte Linien, krumme und gerade; endlich war eine Zeichnung angedeutet, welche der groben Skizze eines Bauplanes ähnlich sah. So ist's gefunden, rief der Meister freudig aus, da rispelte wieder

etwas und hüstelte und hinter ihm sagte es leise: der Münster zu Straßburg! Der Meister fuhr auf und sah einen Menschen neben sich, der war eisgrau, so schlank gewachsen, wie eine Tanne, aber gebückt und wie gebrochenen Leibes; und als er noch einmal sagte: Ihr habt den Plan zum Münster in Straßburg gefunden, da sah er jenen so boshaft lächelnd an, als ob er ihn ärgern wolle. Deß ward der Meister zornig und weil er sah, daß der Fremde in der That Recht habe, verlöschte er den Plan wieder und zeichnete rascher als den ersten einen neuen. —

Das ist der Dom zu Speyer, sagte der Fremde, als jener fertig war. Da begann der Meister in seinem Eifer zum drittenmale von Neuem und als er wieder einen Riß zu Stande gebracht hatte, da sprach der fremde Mann nur das Wort: Rheims aus und lachte wie ein Spötter. Dem Meister waren die hellen Tropfen auf die Stirn gequollen.

Beim Teufel, rief er aus, wenn Ihr alles besser wißt, so macht es einmal besser! Der fremde eisgraue Mann, der schlank gewachsen war, wie eine Tanne und doch gebrochenen Leibes, hüstelte und bückte sich noch tiefer zur Erde; so zeichnete er mit des Meisters langem Stabe einen Bauriß in den Sand leichtfertig hin, als ob es ein Kinderspiel wäre, aber voll so großartiger Gedanken und Schönheiten daß der Meister sich gestehen mußte, er habe selber seinen Meister gefunden und wäre sein Lebtage nicht auf so was Schönes gekommen. Als der Fremde seinen Riß fertig hatte, löschte er ihn rasch wieder aus.

Woher seid Ihr? fragte der Meister.

Von Nirgendher, doch überall, sagte der Fremde, oder

vielmehr, sagte es von ihm her, denn er hauchte seine Worte aus seltsamlich, ohne daß seine Lippen sich bewegten. Der Meister rückte etwas von ihm fort und zog ein strotzendes Säcklein von weißem Gemsenleder aus der Tasche.

Verkauft mir Euern Plan, sagte er.

Der eisgraue Mann warf eine Hand voll Goldgulden, als ob sie ihm aus dem Aermel fielen, dem Meister vor die Füße und lachte und grinsete, als er sprach: Um den Preis nicht! —

Und wofür denn? —

Für Deine Seele! sagte der eisgraue Fremde und sein gebückter Leib richtete sich auf, als er das sagte, und wuchs in die Höhe und ward so groß, als könne er mit dem Kopf über die Mauer in die Stadt sehen.

Der Meister stieß einen Schrei aus und schlug ein Kreuz: ob der Fremde davor verschwunden, wußte er nicht, denn er sank der Länge nach auf den Boden hin; die kalte Nachtluft, die vom Rheine her wehte, hob und senkte die feuchten Stränge seiner Haare, die ihm wirr um die Stirne hingen; aber er fühlte es nicht, denn er lag bewußtlos im Mondschein da, der ihm so voll und hell auf dem Kopfe stand, als wolle er sich bis in's Gehirn durchsaugen; daneben blinkte das Licht aus den Goldstücken, die der Fremde aus dem Aermel geschüttelt hatte, als ob Johanniswürmchen durch den Sand kröchen, in den die verlöschten Baurisse gezeichnet waren. —

Es war spät, als der Meister zu Hause kam; sein Blut wurde wie von einem Fieber angepackt und durch die Adern gepeitscht, daß er an Schlaf nicht denken mochte. Darum setzte er sich an seinen Tisch, den eine große geglät-

tete Schiefertafel deckte und begann mit dem Griffel zu liniiren und zu zeichnen, um den Plan nachzumachen, den der Fremde in den Sand skizzirt hatte. Aber obwohl er eben noch geglaubt hatte, jede Linie brenne ihm im Gehirne nach, jetzt konnte er auf kein einziges der Verhältnisse, auf keine der Längen- und Breitenabtheilungen wieder kommen; bald ward das Kreuzgewölbe zu weit gespannt, bald zu schmal; und nachdem er lange gesessen und sich geplagt, lief er endlich, als es Tag geworden, in die Kirche zu den heiligen Aposteln, um sein Morgengebet zu verrichten. Da fielen ihm, wenn er Paternoster und Ave sagen wollte, des eisgrauen Fremden Worte ein; so ging er wieder hinaus, nachdem er kaum durch zwei Gesetze des Rosenkranzes gekommen und trieb sich endlich wie ein geplagter Mensch im Freien umher: durch die ganze Gegend, Rheinauf und Rheinab. Der Tag schwand dahin, eh' er es gedacht hatte und war ihm doch lang geworden; als nun der Abend gekommen, befand er sich wieder in der Nähe der Stadt und sah die Frankenpforte vor sich. Der fremde Mann stand unfern derselben an der Mauer und zeichnete in der Dämmerung mit einem Stabe auf den übergrünten Quadern und wo der Stab herfuhr, da zitterte bläulich glimmend eine feurige Linie nach. Der Meister mußte stehen bleiben und ihm über die Schulter sehen, wie die schlanken Gurten und Schwibbögen und die eingeblindeten Säulenhalme aufglühten und verhuschten. Der Eisgraue wandte sein Gesicht über die Schulter und sagte:

Wollt Ihr den Plan jetzt? —

Der Meister schwieg, faßte seinen Mantel an und wickelte die Arme darin, um sie dann auf der Brust zu verschränken.

Es kam ihm ein Frösteln an, als er sah, wie der andere immer den Kopf über die Schulter drehte gleich einer Ohr-eule, der ihr eine Feder aus dem Rücken rupft, und wie er ohne hinzublicken, im Zeichnen fortfuhr, bis seine feurigen Linien zu einem herrlichen Portal zusammenliefen, das leuch-tend auf den dunklen Mauersteinen stand und dann wie ein Traum verschwunden war.

Wollt Ihr den Plan jetzt? —

Ja! sagte der Meister und zitterte am ganzen Leibe.

Der Eisgraue hüstelte, ließ seinen Stab fallen und riß ein Haar aus des Meisters Bart. Morgen um Mitternacht sagte er.

Der Meister stand noch lange da, die Hand an's Kinn gelegt, nach dem er hastig gegriffen, und sah nichts mehr, als das graue Gemäuer, auf dem seine Blicke lagen, als ob für ihn was auf den Steinen zu lesen stände.

Als der Meister am andern Morgen in seiner Kammer erwachte, standen die hellen Sonnenstralen an der Wand über seinem Bette und der Dompfaffe schlug in seinem Kä-fig oben in der Fensterbrüstung, als ob er die Katze ver-spottete, die in dem Armsessel auf des Meisters Hauswamms sich gesetzt hatte und bald nach dem Vogel, bald blinzelnd in den Sonnenstral blickte, der durch das Schlüsselloch der Thüre gerade in ihr Gesicht fiel. Der Meister mußte lä-cheln, als er sah, wie sie sich ärgerte, nun nieste, nun die Augen mit den Pfoten wusch, dann rasch nach einer sum-menden Fliege schnappte, die ihr um die Nase strich. Von der Straße her erscholl das Rasseln der Schiebkarren und das Geräusch von Wagen und anderm Lärm; darüber hin tönten die hellen Morgenglocken von den Thürmen, und noch

heller das Meißeln und Hauen von dem nahen Hausbau; es war ein so schöner heitrer Morgen aufgegangen, als ob es nie wieder Nacht werden sollte. Der Meister sprang frohen Muthes auf und warf den Fensterflügel offen, um die frische Luft zu schöpfen; er freute sich in seinem Stolze, als nun zuerst der Bauplan ihm wieder ins Gedächtniß kam und blickte in der Richtung auf die Dächer hin, wo sein riesenhaftes Werk bald die Stadt überragen sollte mit kühngeschwungenen Bögen und Giebeln und Thürmen, ein achtes Wunder der Welt. Und wenn man die alten weisen Meister in Deutscher und in heidnischer Kunst dann einst nennen würde, dachte er, dann würde man voll innrer Ehrfurcht sprechen: aber der weiseste und klügste und größte von ihnen allen war doch der Kölner Meister. —

Wo wollt Ihr hin so früh, Mechtild? rief er zum Fenster hinaus.

Mechtild, seine Haushälterin, kam unten aus der Hausthüre und schritt auf die Straße, in ihrem schwarzen Regenmantel, wie sittsame alte Frauen ihn tragen, wenn sie Morgens in der Frühe aus dem Hause gehen. Sie sagte: Ich will in die Kirche zu den heiligen Aposteln und eine Messe lesen lassen für eine arme Seele. —

Dem Meister zuckte es durch's Gesicht, er schlug heftig das Fenster zu und warf sich auf sein Lager hin wie ein Verzweifelnder.

Als die alte Mechtild aus der Kirche zurückkam und in ihres Herrn Kammer ging, um nach ihm zu sehen, weßhalb er nicht zum Imbiß heruntergekommen, fand sie ihn schluchzend und die Hände ringend auf seinem Bette liegen. Nun war Mechtild seine Wärterin gewesen von seiner Jugend auf

und als sein Vater, der weiland auch in den Bauhütten gemeißelt, gestorben war, und seine Mutter, die sanfte Frau, auch ihre frommen Hände gefaltet und die Augen geschlossen hatte, da hatte sie Elternstelle an ihm vertreten und er hatte Niemand auf Erden, als die treue Mechtild. Darum, als sie nicht abließ, mitleidig und schüchtern in ihn zu dringen, klagte er ihr sein Leid, und um welchen Preis allein er den Bauplan haben solle, den der Erzbischof von ihm verlange. Mechtild war sehr erschrocken darüber; aber obwohl sie all ihr Lebenlang scheu und zaghaft gewesen und es kaum wagte, ihre trippelnden Schritte außerhalb ihres Hauses hinzusetzen, faßte sie sich bald wieder, nachdem sie das Zeichen des Kreuzes gemacht und sagte: Was ist denn das für Noth? Laßt den Erzbischof sehen, wie er den Plan beschafft, so Ihr ihn nicht zu machen wißt und laßt den Bösen draußen am Frankenthor stehen. — Und ich soll zusehen, wie ein Andrer in meiner eignen Vaterstadt den neuen Dom baut, einen Dom über alle Dome, darin umschlossen ist alle Herrlichkeit der Welt? Nimmermehr! sagte der Meister und ging hastig in der Kammer auf und ab.

Mechtild sank in einen Sessel und folgte ihm mit den Blicken ihrer größer werdenden, vorquellenden Augen; sie war verwundert, denn aus dem Meister sprach etwas Fremdes, wovon Mechtild keine Ahnung hatte, und daß ihr jetzt in halbem Verständnisse aufging; es war Hochmuth in der Seele des Meisters. Sie dachte an die Stellen der Schrift, wo sie von der Hoffarth des Menschen gelesen und wie Holofernes und Belsazar dadurch ihr Ende gefunden. Und er sollte auch dadurch sein Ende finden? Sie hätte gern für ihn den Tod erlitten, wenn es hätte sein müssen; ja auch

ihre Seele hätte sie für ihn hingegeben und wenn eine Sünde nun einmal geschehen mußte, sie für ihn begangen, aber so gegen den Willen Gottes an, daß es der heiligen Jungfrau und allen Heiligen Weh gethan hätte —

Der Meister blieb vor ihr stehen und sah in ihr blasses Gesicht; ihre Lippen zuckten. Betet Ihr, Mutter?

Sie fuhr mit dem dünnen fleischlosen Händchen über die weiße Binde auf ihrer Stirn und über die bebenden Augenlieder; dann stand sie auf und ging hinaus, um nicht zu zeigen, wie sie so bitterlich weinen mußte.

Nach einer Stunde kam Mechtild wieder; sie war, um sich Rathes zu erholen, zu einem frommen Manne, ihrem Beichtvater, gegangen und brachte nun viel tröstliche Worte heim, und was noch tröstlicher war, ein silbernes Kruzifix, darin verborgen ein Stücklein von dem wahren Kreuzesholze sich befand, an welchem Gott der Herr für uns sündige Menschen geblutet hat. Darauf baute Mechtild ihre Hoffnung und verlangte von dem Meister, daß er zu beichten gehe und das Sakrament des Abendmahls sich reichen lasse. Der Meister that, wie sie ihm anlag und ward darnach um vieles ruhiger. Als aber der Tag verfloß und die Sonne zu Rüste ging, da begannen die Stunden wieder schwer auf ihm zu liegen; er rannte bald verstört umher, bald saß er in seiner Kammer, stumm und freudelos, wie ein trauriger Mensch, ein dürrer Strauch, der keine Blüthen hat. Endlich kam es um die Mitternacht. Mechtild stand aus der Ecke, wo sie gekniet hatte, auf, häkelte ihren Rosenkranz an den Gürtel und steckte das silberne Kruzifix ihrem Herrn in die Brusttasche seines Wammses. Dann tunkte sie die Hand in das kleine Becken unter dem Marienbilde an der Wand,

das voll geweihten Wassers war, und machte ein Kreuz auf des Meisters Stirn, ein's auf seinen Mund und ein's auf seine Brust. Und nachdem er so festgemacht war, begannen die Thurmuhren zu schlagen, daß es heiser und schaurig durch die Nacht klang; das Herz blieb der alten Mechtild stille stehen, als sie den ersten Ton vernahm; der Meister stand lauschend vorgebeugt und zählte, seinen Mantel zum Umschlagen erhoben in der Hand haltend. Zehn, — Eilf, — sagte er leise — ein Hund fing in der Ferne laut zu heulen an.

Bestie! sagte er: habt Ihr den zwölften Schlag gehört, Mechtild?

Was mag der Hund so heulen? ist's nicht, als käm's vom Frankenthore her? ja, gewiß ist's Mitternacht! flüsterte Mechtild.

Der Meister schlug den Mantel um und schritt auf die Thüre zu; Mechtild leuchtete ihm mit der Lampe die Stiege hinunter. Das Flämmchen verlöschte als die Hausthür unten geöffnet wurde und der Wind, der durch die Straße zog, in den Thorweg hineinbrach; aber der Mond stand hell genug oben am Himmel und drang bis in jede Fuge zwischen den Pflastersteinen auf dem Boden ein, so konnte Mechtild sehen, wie leichenblaß der Meister war, als er nun über die Schwelle trat.

Meister, haltet Gott vor Augen! Ihr geht einen sauern Gang! sagte sie. — Ihr habt ihn mir leichter gemacht, Mechtild, und ich wollte, Ihr wäret jetzt ruhiger und ginget in's Haus zurück; es ist hier zugig unter'm Thorweg. Der Meister wollte die Worte freundlich aussprechen, aber sie klangen ihm selber wunderlich hohl, ganz als wenn ein Fremder sie ausgesprochen hätte.

Wie mir der Wind die Stimme bricht, sagte er.

O Herr, das ist nicht der Wind, der Euch die Stimme bricht, versetzte Mechtild, indem sie die Lampe aus ihren Händen fallen ließ und diese flehentlich gegen den Meister aufhob:

O Herr, bleibt, bleibt! um Jesu Christi Leibes und Blutes willen, geht nicht! —

Der Meister wandte sich um und schritt rasch die todtenstille Straße hinab.

Als der Baumeister dem Frankenthore nahe kam, fiel ihm ein, daß er ja jetzt um die Mitternacht nicht werde hinaus können, denn das Thor wurde geschlossen, und der Wärtel, der drüben im Thurme wohnte, hatte längst seine Lampe ausgelöscht. Nichtsdestoweniger schritt er für's erste voran. Er sah von weitem, wie die dicken Schatten des niedergelassenen Fallgitters in langen Rauten auf der Seitenmauer des Thorgewölbes standen. Aber als er unter dem Gewölbe an die Stelle kam, wo das Gitter hängen mußte, konnte er von diesem nichts wahrnehmen, obwohl die Schatten seitwärts auf der Mauer standen. Also mußte doch der Mond dies Gitter sehen; nur er sah es nicht. Das war wohl seltsam zu nennen, aber der Meister mochte nicht jetzt darüber nachdenken und schritt also ohne Hinderniß zum Thore hinaus, auf die Stelle zu, wo damals die Bank in der Mauer sich befand und jetzt noch die verstümmelten Steingestalten stehen.

Der Fremde saß auf der Bank und beugte sich in den Schatten zurück; nur auf der Vorderseite seiner hohen Kappe von schwarzem Leder stand ein glimmender Mondstral. Er blieb eine Weile stehen, und obwohl seine Brust wie in einen

spanischen Stiefel geschnürt war von Beklommenheit, so wandelte ihn doch fast die Neugier an, zu wissen, was jener dort, der Eisgraue, der schlank gewachsen war wie eine Tanne und doch gebrochenen Leibes, jetzt wohl schaffen und sinnen möge mit seinen Gedanken, wie er so mutterseelen allein dasitze an der alten Stadtmauer und in der stillen Nacht, durch welche die scharfe Luft vom Rheine her wehte und der Mond seine falben Lichter spielen ließ.

Der Eisgraue nickte mit dem Kopfe als er den Meister sah und rückte auf der Bank, um ihn neben sich sitzen zu lassen.

Gebt mir den Bauplan, sagte der Meister, indem er herantrat.

So setzt Euch nur erst, und beschaut den saubern Riß, Meisterlein. Sie brauchen Euch nicht die Augen auszustechen, wenn Ihr den ausgeführt habt, wie es andern Meistern ergangen ist; Ihr baut doch keinen zweiten Dom wieder, wie diesen da! Als der Fremde so sprach, rollte er ein großes Pergament auf, darauf der ganze Plan stand, sauber und fleißig abgezirkelt, mit Aufriß und Durchschnitt, das Portal, welches am vorigen Abend mit feurigen Linien auf der Mauer gestanden hatte, herrlich und leuchtend daneben.

Der Meister griff mit krampfhafter Hast danach, obwohl jener es willig fahren ließ, und steckte es in seine Brusttasche.

Der Andere zog noch ein Pergament, kleiner als das vorige, aus seinem Aermel hervor; auch standen nur zwei Zeilen darauf geschrieben; aber als es aufgerollt wurde, glühten die Schriftzeichen und bläulichte Funken sprühten knisternd darüber her. —

Da ist noch solch eine kleine Bulla, oder wenn Du lieber willst, ein Breve, Meisterchen, das Du unterschreiben mußt mit einem Tröpflein Deines rothen Blutes, sagte er, und suchte nach einer Feder in seinem Aermel, der eng um den Arm lag wie andrer Menschen Gewand, aber weit wurde, wie ein Sack, sobald seine Hand hineinfuhr. Unterdeß sprach er:

Du hättest auch selbst eine Feder und ein Lanzet mitbringen können, Söhnchen; für Alles muß ich sorgen, daß ich meine liebe Noth habe. Unnütze Gänge, Müh über Müh, wie die saubere Arbeit da, und Plackerei mit euren trübseligen jämmerlichen Wünschen und Kindereien. Und was bekomm ich am Ende dafür? eine arme Seele: o Meisterlein, Du weißt nicht, was das für ein jämmerlich Ding ist, eine arme Seele. Es ist ein zerfetzter Lumpen, zerrieben und zerknittert, ein Nest für allerlei hüpfend und kriechend Ungeziefer, Ränke, Tücke, Falschheiten und schmutzige Gedanken, Listen, Pfiffe und Kniffe. Daran habe ich denn zu brennen die liebe Zeit, um sie rein zu bekommen; ich bin der geschlagenste Wanzenvertilger auf Erden, und ihr möget mich wohl einen dummen Teufel nennen. Sieh, Söhnchen, Du machst da einen schönen Kauf: Du kannst selber sehen, daß der Bauplan das schönste Ding ist, was je ein Meister auf Erden ersonnen hat: wer aber bürgt, daß an Deiner Seele was gelegen sei? Das ist eine Katze im Sack, ein Balken, den ich auf dem Stamme kaufe und der innerlich wurmstichig sein kann: wer bürgt Dir dafür, daß ich sie nicht auch nach Deiner seligen Urständ von selber bekomme? Wer denn schützt Euch davor? Der Alte? der ist in den Wochen gestorben, nachdem er Euch zur Welt gebracht und Ihr ruft

ihn an, wie Kinder, die nach ihrer todten Großmutter schreien.

Nachdem der Teufel also listig gesprochen, schier wie ein schachernder Jude, der die Waare schlecht macht, die er einhandelt, streckte er die Finger nach dem Arm des Meisters aus.

Da zog der Meister die Hand aus seinem Wammse und hielt das silberne Kruzifix ihm vor, und rief so laut er konnte, um seine Angst aus der Brust fortzuschreien.

Weiche von hinnen, Satanas! im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes! —

Verfluchte Pfaffenkröte! schrie der Teufel und prallte zurück und ward wieder so hoch, als ob er über die Mauer in die Stadt sehen könnte. Die Kappe von schwarzem Leder glitt von seinem Kopfe über den emporsträubenden Haaren und diese standen aufrecht in ganzen Strängen wie gewundene Schlangen. Er fuhr mit seiner Faust dem Meister nach der Brust, als ob er ihm das Pergament wieder entreißen wollte, der aber hielt die Reliquie ihm vor und als sie des Teufels Hand berührte, zuckten die Finger zurück und der Böse stieß einen Schrei aus, wie ein heulender Hund, der einen Spuk sieht.

So halte den Plan, schrie der Teufel, aber weil er dennoch mein ist, so will ich ihn verfluchen, daß er nie soll zu Stande kommen und Dein Werk soll nie vollendet werden und Dein Name soll vergessen werden, sobald Deine Seele aus Deinem Leibe geschieden ist! —

Nach diesen Worten hörte und sah der Meister nichts mehr: nur zu seinen Füßen gähnte ein jäher Riß in der Erde auf, der sich nach einigen Sekunden wieder schloß und

aus dem der Wind ihm einen dichten Qualm und Dunst in's Gesicht trieb, daß er halb betäubt zurück schwankte.

Halb in Freude über den gewonnenen Sieg, halb in Trauer über des Bösen Fluch ging der Meister wieder heim und weil er in seinem Hochmuthe sich deßhalb grämte und seines Ruhmes gedachte, der nicht auf die Nachwelt kommen sollte, statt sogleich auf seine Knie zu fallen und dem lieben Gott für seinen wunderbaren Beistand zu danken, ließ dieser des Teufels Wort in Erfüllung gehen: der Dom zu Köln blieb unvollendet, wie der Thurm, den sie in Babylon zu bauen begannen; des Meisters Name aber ist uns unbekannt geblieben bis auf diese Stunde; er soll sich so gegrämt haben über sein und seines Werkes Geschick, daß er eines Morgens todt in seinem Bette gefunden ward. —

Wir haben oben ihn belauscht, wie er jetzt traurig über sein unvollendetes Werk in stillen Mondnächten im Dome umgeht.

XII.

Es hat seine innere Bedeutung, wenn die Sage den Plan zum Kölner Dome von dem Geiste, der verneint, beschaffen läßt. Dieses Werk der mittelalterlichen Kunst ist ebenso wohl, wie alle andren, welche nach der Vollendung des großen kirchlichen Bau's des Mittelalters und zugleich mit der beginnenden Rückkehr des wissenschaftlichen Strebens zu den Alten entstanden, nicht frei geblieben von einem verneinenden Momente, so daß die Sage eine tiefe und feine Beobachtung allegorisirt, wenn sie der verkörperten Negation Theil an der Schöpfung einräumt. Es ist dieselbe verkörperte Negation, welche in der Gestalt des Judas dem Leonardo da Vinci erscheint, damit er sein berühmtes Abendmahlbild vollenden kann.

Die Kirche hatte eine feste Gestalt angenommen und strebte, sie in allgemeiner Form festzuhalten. In der erlangten Byzantinischen Rundung zufrieden, stand sie stille, baute sich im Dogma ein Haus des contemplativen Lebens aus und gedachte darin, von den Gesängen ihrer Liturgie gewiegt, eines ruhigen Lebens und eines friedlichen Schlummers froh zu werden. Ein ruhiges Leben und ein friedlicher Schlummer aber ist der Kunst nicht gegeben. Wir sahen oben zuerst die Architektur eine verneinende Kritik in ihre Production aufnehmen und mit dem Streben, das alle Kunst bedingt, sich aus den Typen der

Byzantinischen Contemplation losringen. Ein ähnliches verneinendes Moment, eine Art Protestantismus machte sich, später freilich, in der Malerei geltend. Die fast Indische Beschaulichkeit, welche in den von der ältesten Malerei geschaffenen Typen sich ausspricht, das absolut Heilige und alle Gemeinsamkeit mit der Erde Verläugnende der ältesten Bilder, wie Masaccio's, Fra Angelico da Fiesole's, weckt einen Protestantismus, dessen Anführer Michel Angelo, Rafael und Titian sind. Michel Angelo ist in der Kunst, was Savonarola, was Huß in der Theologie sind. Er, Rafael und Titian verneinen die typisch und allgemein gewordene und dadurch starre Leblosigkeit der alten kirchlichen Kunst, indem sie ihr gegenüber die besondre und individuelle Innerlichkeit aufstellen, das Subject mit seiner Freiheit und der ganzen Berechtigung, welche es vom ursprünglichen Geiste des Christenthums empfangen, geltend machen. Fiesole's Madonnen sind von einer Heiligkeit durchtränkt, welche die Erde nicht kennt, welche aber in einen zum Typus gewordenen Schleier alle andren Madonnen jenes Meisters und jener Zeit kleidet. Rafaels Madonnen sind Frauen voll unendlicher Mutterliebe und der zarten Tiefe des Gemüths, wie sie mehr als eine, wirklich über die Erde schreitende Gestalt heilig sprechen mag. Darum auch ist der Typus verschwunden. Die verschiedensten Gestalten haben ein Recht zur Darstellung zu kommen, wo immer sie eine freie und edle Innerlichkeit aussprechen. Das Recht des Subjects protestirt jetzt gegen das Gepräge, welches eine Norm gewordene Allgemeinheit ihm aufdrücken will. Wie Luther dem Volke die Bibel gibt, so gibt Michel Angelo das alte, Rafael das neue Testament dem Volke. Wer hat heftiger und unverhüllter gegen die

Ascese protestirt als Titian? Nur Gottfried von Straßburg, der des sittlichen Typus spottet, der seine Leser führt „auf schmalem Pfad durch nackte Seltsamkeiten" — nur der schalkhafte Ariost. Es liegt etwas von Emancipation des Fleisches in allen Dreien. Die fromme Sage hat Recht, wenn sie behauptet, der Teufel habe mit dieser Kunst zu schaffen gehabt. Sie läßt die Quadern des Domes stolz sich emporthürmen; vertrauensvoll steht der Meister oben auf der Mauer des Thurmes und sieht wie Fuß um Fuß emporsteigt. Da rieselt, da plätschert es unten an den Fundamenten; das frische Wasser des Gebirgs strömt durch den Aquaduct, den der Teufel zu Stande gebracht, ehe der Dom vollendet ist; die Ente kommt von Trier geschwommen, der Meister stürzt sich hinunter in die Tiefe, denn er gewahrt, wie die Wasserleitung des Teufels die Grundlagen des Kirchenbaus bedroht.

Doch das im Vorübergehn. Ich habe die Sage vom Meister des Kölner Doms erzählt, um zu zeigen, wie derselbe bestraft worden sei, weil er hochmüthig sich selber ein Denkmal setzen wollte und nicht Gott allein die Ehre geben. Sein Beispiel mag uns davor warnen, die eigne Eitelkeit in das Werk zu mischen; es mag uns darauf aufmerksam machen, daß wir bei dem Unternehmen dieselbe Selbstverläugnung bewahren müssen, welche über die mittelalterlichen Menschen mächtig war, die Jahrhunderte hindurch dem ersten und ursprünglichen Plane nacharbeiteten, ohne von ihm abzuweichen, ohne den eignen und besondren Geschmack ihrer jedesmaligen Generation hineinzumischen. Es gilt eine begeisterte Hingabe an das Werk, ein Erfülltsein von seinem objectiven Gehalte, vor dem unsre Subjectivität demüthig sich beugen muß.

Es ist eine Schwäche unsrer Zeit, daß sich die Subjec-

tivität nicht beugen will, daß jeder nur sein Subject will und dadurch zum schlechten Subject wird. Das Ich des Individuums sitzt gespreizt und stolz zu Rosse, es reitet ewig auf der eignen Weisheit, auf dem Rosse Rolands, das nur einen Fehler hatte — es war todt. Diese Manie ist die schlimmste Krankheit unsres Jahrhunderts: ja eine wahre Krankheit, denn der gesunde Mensch denkt gar nicht an sich. Die Kunst aber ist die höchste Gesundheit. Daher ist es natürlich, daß in der siechen Zeit die Kunst sinkt. Nur die am meisten subjective Kunst findet ihre Pflege und blüht: die Musik. Die am meisten objective Kunst, die Kunst, welche ein völliges Aufgehen der Subjectivität in dem Gebilde eines Andren fordert, die Schauspielkunst liegt ganz am Sterben. — Die Menschen drehen sich um sich selber im ew'gen Kreise umher, bis ihnen die Gedanken schwindeln. Ein kräftiges Ermannen, ein begeistertes sich Hingeben an die Objectivität einer Idee kann allein sie heilen. Dies allein kann unsrer hinsiechenden Kunst ein neues, frisches, vollpulsiges Leben einhauchen. Ich brauche nicht auseinander zu setzen, welch unberechenbaren wohlthätigen Einfluß die Vollendung des Domes zu Köln auf die Belebung der gesammten Deutschen Kunst haben würde. Ich glaube, daß sich eine neue Aera für sie daran knüpfen würde, eine Aera, in welcher sie aus all dem Experimentiren und Dilettiren heraustretend endlich wieder von einem ächtdeutschen und eigenthümlichen Geiste angeweht würde, eine Aera, in welcher das willkürlich Gemachte weichen müßte vor Schöpfungen, die nothwendig und organisch aus Einem, in den Boden des Gefühls geworfenen Gedankenkern aufgeblüht wären.

XIII.

Man hat unsre Zeit von dem industriellen Materialismus beherrscht genannt und gescholten, so oft, daß man grade deßhalb fast berechtigt wäre, es nicht zu glauben. Aber es läßt sich nicht läugnen, sie ist von dem Geiste erfaßt, welcher mit feuerschnaubenden Nüstern und glühenden Augen über die Eisenbahnen dahin fährt; es ist der Irische Phooka, der die Leute auf Stege und Wege dahinreißt, welche sie nie gesehen, welche sie nie betreten gewollt, dort aber plötzlich auf mächtiger schauerlicher Haide oder auf den öden Stranddünen sie auf den Sand wirft. Und dieser Geist ist ja nicht einmal ein Geist, sondern eine Maschine ist es, die uns so weit von dem heimathlichen Heerde unsrer Väter, von ihrem Glauben, ihrem Gedankenkreise, den Penaten und Laren ihrer Verehrung fortgeführt hat. Sind wir dem Geiste nicht ein Sühnopfer schuldig, dem Geiste der Vergangenheit, von dem wir gewichen sind, und dem wir so unendliche Schuld der Dankbarkeit tragen? Wenn der Baum unsres Geschlechtes so hoch emporgewachsen ist, daß er mit seinen Aesten weit in die Lüfte ausgreifen kann, daß er mit seinen Zweigen die Wolken berührt, soll er nicht einige seiner schönsten Blüthen hinunter werfen, um dankbar den Boden

zu schmücken, in welchem seine Wurzeln gefestet sind? um einen duftenden Strauß auf das Grab zu legen, worin die Gedanken seiner Väter schlummern? Diese Gedanken schlummern in der Kölner Kathedrale. O gebt einen duftenden Strauß für sie, nur eine Blüthe — ein begeistertes Gefühl eures Herzens!

Wenn die Macht des Menschen über die Natur, wenn die physikalischen Wissenschaften der Industrie fabelhafte Siege bereiten, wenn der Elektromagnetismus sogar, das unerfaßliche räthselhafte Wesen eingefangen wird, daß er dem neuen Salmoneus des Menschengeschlechtes seine Blitze hergeben und das Gespann der Rosse ersetzen muß — sollen wir dann nicht zagend eilen, den Göttern, den Ideen, ein großes und glänzendes Opfer zu bringen, damit ihr θεῖον φθονερὸν nicht über uns komme, damil wir ihren zürnenden Neid sühnen, daß er uns nicht wie den König Salmoneus zerschmettere? Die Sage von diesem dreisten Nachahmer des obersten der Götter hat ihren tiefen Sinn. Dem Glücke des Menschen ist eine gewisse Gränze gesteckt, die er nicht überschreiten darf, ohne ein großes und schweres Opfer zu bringen. Sonst ist sein Sturz nahe. Jedes Blatt der Geschichte bestätigt es.

Und welches Opfer wäre ein besseres, als die Vollendung einer Kölner Kathedrale, zu dem Alle sich vereinigen können, die Gläubigen aus Begeisterung für die Religion, die Ungläubigen aus Begeisterung für die Kunst, die Philosophen, um den Sieg des geistigen Elementes in der Nation über den Materialismus des Jahrhunderts zu befördern? — Ja, es wird Zeit, daß der Meißel schalle an den Quadern und die Axt klinge durch unsre Wälder für den Kölner Dombau,

daß eine laute Rede des Geistes an das Ohr des lebenden Geschlechtes töne. Es wird Zeit, daß die christliche Idee sich emporhebe über die Ameisenbauten des Jahrhunderts, daß sie sich emporhebe in der edelsten und herrlichsten Darstellungsform, welche für sie gefunden werden kann.

Damit unsre Geschichte erstarkt zu einem glorreichen Ziele hin sich entwickeln kann, fordert sie Einigkeit und Einheit. Bisher hat eine eigentliche Einigkeit nur unter Deutschlands Fürsten geherrscht, welche das Princip der absoluten Legitimität und wechselseitiger Garantie verbindet; sie haben ihren „Deutschen Bund" und sind stark dadurch. Will nicht auch das Deutsche Volk in seiner Einheit sich erfassen und das Bewußtsein dieser Einheit unvergänglich machen durch eine erhabene, felsenfeste Schöpfung seiner neugebornen Kraft? Will nicht auch das Volk durch einen Deutschen Bund, der auf vielen Säulen ruht, aber von Einem Gedanken überwölbt wird, stark werden? Einen Bund, der ein ehrendes Zeugniß von ihm für die fernsten Jahrhunderte sein wird, den letzten Enkeln eine laut redende Mahnung?

Die Lage der Gegenwart begünstigt mehr als je das Unternehmen. Ein langer Frieden hat uns wohlhabend gemacht; auch die Zukunft wird, ich wage es vorauszusagen, für's Erste friedlich sich gestalten. Getrost kann deßhalb die Arbeit begonnen werden; der Culturzustand der Europäischen Völker gibt uns zudem die Bürgschaft, daß, wenn auch feindliche Heere über unsre Marken drängen, die Schöpfungen der Kunst darum keine Gefahr leiden, sondern sicher vor der Verwüstung sind. — Den Thron unsres Landes hat ein Herrscher bestiegen, der ein Dichter ist. Vermag jemand, in dessen Herzen nicht die Poesie tiefe Saiten angeschlagen hat,

den nicht Momente glühender Begeisterung überschatten, vermag ein Andrer, als ein Dichter, Worte zu sprechen, wie sie der König zu dem huldigenden Reiche in Königsberg, in Berlin sprach? Unter welchem Fürsten könnten wir vertrauender, seiner Beihülfe und seines Schutzes sicherer, das Werk beginnen, als unter den Auspicien dessen, in welchem eine tiefsinnige Liebe zur Kunst mit der Verehrung der großartigen Institutionen, die aus unsrer Geschichte hervorgeblüht sind, in welchem eine erhabene Municificenz mit der dichterischen Fähigkeit, die lebendigsten Sympathien für das große Unternehmen zu fühlen, sich vereinigt? Möge er begeistert als den Jüngling sich fühlen, von dem Max von Schenkendorf prophetisch gesungen! —

Und unsre Werkzeuge nun, unsre mechanischen Hülfsmittel, unsre technischen Erfindungen und Vervollkommnungen, sind sie geeignet, uns von einem Werke zurückzuschrecken, welches das Mittelalter dreist zu vollführen sich erkühnte? Ich glaube gewiß nicht. Versteht man doch in Frankreich die Kathedralen von St. Denys, Rouen und Chartres wieder herzustellen; England baut das Münster zu York neu aus. Und für uns hat die bisherige Restauration des Kölner Domes eine Schule von Arbeitern gebildet, von der das Beste zu hoffen steht. Auch der tüchtige Meister, dem die Leitung des Ganzen dreist anvertraut werden mag, ist gefunden, und mit ihm ein Unschätzbares.

Alle Völker, welche ihrer Mission bewußt, dieser gehorchen und auf der Bahn ihrer Weiterbildung durch die Zeit schreiten, stehen in zwei Heereslager getrennt sich gegenüber; die Einen haben die Entwicklung aus der Geschichte, die Andren die von der Geschichte befreite Entwicklung aus der

reinen Vernunft zum Losungswort genommen. Wie aber die Deutsche Vernunft die Bahn zum Heile zumeist nur in dem geregelten Fortschritt erkannt hat, der durch ein unsicheres Chaos über die Mark- und Eckſteine der Geschichte tritt, daß er nicht seitwärts abirrend in das Halt- und Bodenlose versinke; — so mag Deutschland den culturhistorischen Gedanken, der es jetzt beherrscht, dieses Fortbauen auf der Basis der Geschichte symbolisiren, indem es den Dom seiner Zeit über gleichsam geschichtlichen Grundlagen, über den Fundamenten aufführt, welche die Jahrhunderte des Mittelalters mit solcher Kunst gelegt, mit solchem tiefsinnigen Ernste ausgebildet haben.

Es ließe eine andre, aus der modernen Richtung der Bildung hervorgehende Idee sich an den Kölner Dom knüpfen, welche, wie die eben angegebene, eine Menge Herzen für ihn begeistern könnte. Man müßte jene mehr als je bei uns auflebende Verehrung des Volkes für seine großen Männer, man müßte die Denkmalsucht und zugleich das, was man den Cultus des Genius genannt hat, für ihn zu benutzen nicht verschmähen.

Rom hatte sein Capitol, England hat seine Westminsterabtei, Frankreich sein Pantheon. Laßt den Kölner Dom ein solches Nationalgebäude werden, und zugleich für die großen Männer Deutschlands das sein, was für die großen Genien Albions die Westminsterabtei ist. — Der Reisende, dem das Andenken großer Männer heilig ist, sucht nicht vergebens nach der Grabstätte Dryden's, nach dem Denkmale Milton's, um ihrer Asche ein stilles Gedankenopfer darbringen zu können. Die Erinnerung, die Verehrung ihrer Welt hat sich als ein marmorglänzendes Mausoleum über ihrer Hülle

aufgerichtet, und die Gewölbe von Westminster schützen es, daß es kommenden Jahrhunderten sage, wie der Leib vom Heiligthume Gottes aufgenommen zu werden würdig sei, nachdem die Seele in dem großen Heiligthume, dem sie auf Erden als Priester gedient, die Ewigkeit erlangt habe. Das Nationalgefühl Englands, das England so groß gemacht hat, besitzt einen Tempel und kann an einem Sarkophage beten; und das Gebet ist nie lebendiger, als wenn an der Schwelle des Todes emporgesandt.

Aber in Deutschland, wer weiß, oder wer kümmert sich darum, wo unsre großen Männer ruhen? — Laßt sie in der Kölner Kathedrale schlafen, neben den Erzbischöfen, die dort begraben werden. Auch die großen Genien sind Erzbischöfe in der Hierarchie Gottes; auch sie tragen auf ihrer Stirn die apostolische Weihe und sind mit einer apostolischen Mission in die Welt gesandt. Um ihre Schultern liegt das Pallium des Gedankens, oft ebenso über das härene Cilicium eines gemarterten Gefühls gebreitet, wie fromme Bischöfe ihr Cilicium unter den goldenen Gewanden tragen. Der heilige Geist ruht auf ihrem Hirtenstabe, an dem sie durch das Land der Ungläubigen wandern, um der Idee die Wege zu bereiten, die da kommen wird zu taufen mit Feuer. Der Lorbeer ist so heilig wie die Inful. Und sind die meisten Genien der Menschheit nicht auch Martyrer geworden?

Die Scholastik deutete einst: „Die Säulen der Kirche sind die Bischöfe und Lehrer, welche den Tempel Gottes durch die Lehre, so wie die Evangelisten den geistigen Thron Gottes tragen; denn sie werden wegen des Hellklangs des göttlichen Wortes silberne Säulen genannt." Für uns mögen die Säulen im Dome eine ähnliche Bedeutung haben, jegliche

einzelne die ihrige, als Sinnbilder der Lehrer, welche den Tempel des Deutschen Geistes tragen und bis jetzt kein andres Denkmal erhielten, als das, welches ihnen die Geschichte gesetzt hat. Mag eine der neuen Säulen der Kölner Kathedrale Tauler gewidmet werden, eine andre Wolfram von Eschilbach. Laßt eine der Säulen Sebastian Bach, eine andere Jakob Böhme; eine Kaiser Maximilian, eine andre Albertus Magnus sein. Die Bildnisse dieser Männer müßten an den Säulen aufgestellt werden; die Stadt oder die Landschaft, worin jeder geboren, müßte die Kosten der einzelnen Säule und des Bildnisses bestreiten; sie förderte dadurch, indem sie ihre besondere Schuld der Pietät abtrüge, zugleich das gemeinsame und allgemeine Werk der Volkspietät. — Agricola, Regiomontan, Reuchlin, Angelus Silesius, Franz von Sickingen, Paracelsus, Silvester II., Frauenlob, Kaiser Friedrich I., Novalis, Klopstock, Friedrich von Spee und welcher Deutsche noch säulengleich hervorragt über seine Zeit und durch frommen Sinn das Reich Gottes zu mehren gestrebt hat, mag so vorgestellt werden in einem Denkmale zu seiner Ehre. Sie können alle Platz finden; denn der Säulen Zahl im Kölner Dome ist acht und fünfzig an freistehenden allein.

Und nun endlich die Kosten zu dem Werke. — Sollte es so schwer sein, sie zu erzwingen in dem ganzen großen Deutschland? Man hat in Frankreich so eben noch eine und eine halbe Million hergegeben um eines Denkmales für eine Chimäre willen, für die Boulogner Säule, zum Andenken an eine Vereinigung großer Heermassen, die England erobern sollten, und England nicht so viel abnahmen, als wo der Huf eines Französischen Rosses hätte stehen können. Rom hat

Millionen zusammengebracht, um seine Paulskirche wiederherzustellen. In Bayern sind vielleicht noch größere Summen neuerlich aufgewendet worden, um Schöpfungen der Kunst in's Leben zu rufen. Sollte ganz Deutschland vor der verhältnißmäßig geringen Ausgabe zurückschrecken? Fünf Millionen Thaler reichen zur Vollendung des Kölner Domes hin. Deutschland hat zwei und vierzig Millionen Einwohner. Sollten unter 42 Menschen nicht 5 — dazu während eines langen Zeitraumes — mehr zu finden sein, welche für den Glauben und die Pietät, für die religiöse Begeisterung, für die Kunst, für Deutschlands Nationalgefühl, für die größten Genien ihres Volkes — als Opfer für das Ewige und Unvergängliche — noch einen einzigen Thaler gäben? —

Wenn die 25 Jahre hindurch, welche der Bau währen mag, nur 40 Millionen Deutsche, jeder 1 und $^{20}/_{25}$ Pfenning gäben — so wäre die Summe beschafft. Rechnet man 2 Pfenning, so sind die Kosten der Erhebung überflüssig gedeckt. Und müßten unsre Patrioten sich nicht schämen, wenn sie so wenig nicht zusammen bringen könnten, während in dem viel geschmähten Frankreich *jährlich* 1,500,000 Franken freie Gaben für Missionen einlaufen, und neuerlich noch binnen kurzer Zeit 300,000 Franken für die Kirche du bon Secours bei Rouen hergegeben wurden? —

Sie, die gewiß so viel Wein und Bier aus Begeisterung bei Becker's Rheinlied vertrunken haben, um einen der Thürme herzustellen; die den andren ausbauen könnten mit dem, was sie jährlich an Frankreich für Champagner bezahlen? — Wie leicht würde uns das Werk scheinen, hätten wir etwas noch von jener großartigen Energie, womit das Mittelalter einen Gedanken erfaßte und zu vollführen wußte! Was hat

man nicht Alles an die Eroberung des heiligen Grabes gesetzt? — Und als längst Jerusalem von den Heiden wieder genommen war, da noch immer tönte um die dritte Nachmittagsstunde das Glöcklein durch die Christenheit, das über Dorf und Stadt, von Dom, Kloster und Capelle für die gefallene Sion läutete. — Als man zu Ulm das Münster bauen wollte, wurden zwei Sammelherren zum Eintreiben der Beiträge gesetzt. Die nahmen Alles, Alles an, was irgend Werth hatte, goldnen Schmuck so gut wie Handwerksgeräth, Barette, Waffen, alte Töpfe so gut wie Münze, um nur durchzusetzen, was einmal unternommen.

XIV.

In allen Deutschen Landen kann es keine passendere Stätte geben, an welcher der Dom der Zeit und des Deutschen Geistes sich auferbaue oder vollendet werde, als die Stadt Köln am Rheine. Köln ist mit Rom und mit Lyon eine der drei heiligen Städte des Abendlandes und nach Rom ist sie die denkwürdigste Stadt der Welt. Sie ist eins der Piedestals, auf welche nacheinander die Geschichte der menschlichen Entwicklung sich gestellt hat, um von ihnen herab für eine Zeit lang die Reiche umher zu beherrschen. Ich meine nicht deßhalb, weil Köln einmal die reichste und mächtigste Stadt Deutschlands war; weil es den Handel des Mittelalters leitete; weil es die Hansa stiftete und durch seine Heere Schlachten liefern ließ; weil es seinen Einfluß so weit ausgedehnt hatte, um der größten Stadt der Welt ihr Rathhaus (die Guildhall) zu bauen; weil es eine Entfaltung von Pracht und Glanz liebte, um einst mit 10,000 reich geschmückten Reutern die Braut Kaiser Friedrich's II., die Englische Isabella, einzuholen. Nein, Köln ist ein Compendium der Geschichte; es gibt keine Periode der Historie nach Christus, welche ihr nicht ein Gepräge aufgedrückt hätte, das bis jetzt noch unverwischt

geblieben ist. Die Annalen dieser Stadt sind wie das Stammbuch, worin die vorüberziehenden Jahrhunderte ihren Namen, oder einen charakteristischen Spruch eingeschrieben haben. Zuerst das Jahrhundert des Römerthums. Ihr seht noch jetzt die Spuren Römischer Denkmale, Thore, Wasserleitungen in Köln; ihr steigt hinauf zu Sancta Maria auf das Capitol und stehet auf dem Sockel der Römischen Gewalt, auf der Höhe, von welcher herab der Wille der Imperatoren die Legaten des weltbeherrschenden Römischen Gedankens hinübersandte, sich die rauschenden unendlichen Waldungen jenseits des Rheines und das gelbhaarige Volk darin zu unterwerfen; ihr hört den Schritt schwergewaffneter Legionen über dies Pflaster dröhnen; ihr seht sie die silbernen Adler schütteln, hört sie ein Evoe! über einen neu gekorenen Cäsar in die Lüfte jauchzen; über Vitellius, über Trajan. Die edle Gestalt des jungen Germanicus schwebt über diesem Capitol; Marcus Agrippa baut seine Wohnungen hier, in der Metropolis Germaniae secundae; die Mutter des Nero, Agrippina, ist eine Kölnerin.

Schon damals war Köln eine heilige Stadt; ihre Einwohner sind die Wächter der ara Ubiorum, die Priester dieses heiligsten Schreins Rheinischer Stämme. Sie heißt Coelne Ovinge noch im Mittelalter, ein Name, der ihre Gottesdienst-Uebung ausdrücken mag. Noch Petrarca sieht ihre Frauen und Jungfrauen von duftigen Kräuterranken geschmückt, mit zurückgestreiftem Gewande, am Vorabende des Johannisfestes eine geheimnißvolle Waschung in den Wellen des Rheines vornehmen, welche an heidnische Mysterien mahnt, woran auch bis in späte Jahrhunderte hinab „das Ivel-Fest", so wie die Gebräuche der Prozes-

sion, welche man Gottestracht nannte, erinnern. Und ist der Carneval, der vielleicht Köln seine erste Entstehung verdankt, etwas andres, als ein Ueberbleibsel von einem heidnischen Gottesdienst, der einen außergewöhnlichen Pomp in der Colonia Agrippina entfalten mußte?

Mit einer höhern Heiligkeit begabt das Christenthum die Stadt; sie erhält die Taufe für die Religion des Schmerzes und der Entsagung, indem sie mit einem jungen, reinen und edlen Blute verschwenderisch ihren Boden getränkt sieht. Tausende heiliger Jungfrauen, an ihrer Spitze eine Britannische Königstochter, werden in ihrem Umkreise hingeschlachtet. Als Mörder nennt die Sage — damit Köln die Erinnerung an die Zeit, wo eine gewaltige Fluth das Thor der neueren Geschichte aufsprengt — an die Zeit der Völkerwanderung nicht fehle, das wüste Volk der Hunnen. — Später ziehen die Körper der heiligen drei Könige in ihre Mauern ein. Das ganze Mittelalter hindurch wächst die Zahl der Reliquien und heiliger Erinnerungen, wächst die Zahl der Denkmale für sie, der Kirchen, der Klöster, der Capellen; aus der ganzen Christenheit ziehen Wallfahrer nach Köln.

Als die Zeit der Weströmischen Herrschaft zu Ende war, kommt die Oströmische, um Köln ihr Gepräge aufzudrücken, sich in ihm ihre Denkmale aufzubauen. Die Kaiser von Byzanz treten an das Ufer des Rheines, über den Constantin seine Brücke geschlagen, und sehen nach den Marken ihres Reiches. Die Mutter Constantins, die heilige Helena, sammelt die Gebeine der gemarterten Thebaischen Legion und baut ihnen in Köln ein schützendes Mausoleum. Es ist die Kirche zu St. Gereon, eine prachtvolle Kuppel, die ganz

übergoldet zwischen schlanken Thürmen prangt, ein Gotteshaus des Orients aus dem die Stifterin fromme Frauen herüberholt, des Heiligthums zu warten. Und noch eine Menge andrer Monumente stellt die Byzantinische Kunst neben die zerfallende des ältesten Römerthums.

Dem Römischen Weltreiche folgt als die größte der Europäischen Monarchien, die Fränkische. Auf dem Römischen Capitole Kölns ersteht ein Fränkischer Königspalast, in welchem die Chlodwig, die Dagobert, die Chilperich hausen; in welchem Dietbert, der Austrasische König von seinem eigenen Bruder ermordet wird. Es ist, als ob jedes herrschende Volk wetteifernd in Köln die Denkmale seiner Herrschaft und seiner Kunst nebeneinander stellen müsse. Plectrudis, die Gemahlin des Majordoms des Frankenreichs Pipins von Heristal, die Ahnmutter Karls des Großen erbaut neben dem königlichen Palaste die Kirche der heiligen Jungfrau zum Capitol. Diese Kirche ist die Schöpfung eines individuellen und persönlichen Gefühles, einer irdischen Sehnsucht; aber einer Sehnsucht, die so rein und edel und mit der höhern, welche die Weihe der Ewigkeit hat, so verwandt ist, daß sie würdig war, ein so erhaben gestaltetes und heiliges Monument über sich aufzuwölben. Sie ist wie die Kirche zu Brou entstanden, welche Margarethe von Oestreich den verwaist in der Oede schwankenden Erinnerungen an den verstorbenen Gemahl, den Herzog von Savoyen zum Obdach aufbaute. Maria in Capitolio ist der Sehnsucht nach dem lebenden Gemahle zum Asyle aufgebaut. Sie ist ein grandioses Schutzdach, um die schönste Blüthe des Frauengemüthes gegen die nagenden Stürme des Schmerzes, gegen den kalten Märzhauch des Leides zu schirmen.

Die weinende Treue hat sich eine stille Zuflucht gegen die unendliche Betrübniß bauen wollen — und siehe, es ist ein Haus Gottes daraus geworden; in ihren Thränen hat der Heiligenschein seine Stralen in siebenfarbiger Gnadenherrlichkeit gebrochen. — Während Plectrudis auf den Steinen dieser Kirche liegt und um ihres Gemahles Sinnesänderung betet, zieht Pipin von Heristal aus seinem Saalhofe zu Chelles dem Walde von Livry zu, um den Eber zu jagen; und er ist nicht allein; eine weibliche Hand schaukelt an seiner Seite das schellenklingende Federspiel, oder zügelt das flüchtige Jagdroß. Die Stralen derselben Sonne, welche durch die Scheiben der Marienkirche zu Köln auf die bleiche Stirn seiner Gattin fallen, verfangen sich in den rauschenden Gewanden eines schönen, dunkeln Fränkischen Weibes, das mit Pipin dem Walde von Livry zureitet. Dieses fränkische Weib ist Alpais, deren Hochmuth die vertriebene Plectrudis in Köln hat Schutz suchen lassen. — —

Die Jahrhunderte der Karolinger, der Sächsischen Kaiser haben nicht weniger Denkmale zu denen früherer Perioden gestellt. Karl der Große selbst hatte einen Saalhof in Köln. Die Kirche von Köln, die später nur Fürsten und Grafen einen Platz in ihren Chorstühlen einräumte, bekommt unter Anno, unter Hildebold und wieder unter Engelbert dem Heiligen eine Art Primat über Deutschland. Ihre Erzbischöfe krönen die Kaiser im Dome zu Aachen.

Die Wissenschaft der Zeit entwickelt sich als Scholastik; diese muß als ein hervorragendes Moment in der Geschichte des menschlichen Geistes in Köln eine Erinnerung hinterlassen; sie begräbt ihren doctor beatus, Albert den Großen in der Dominicanerkirche, ihren doctor subtilis, Duns Scotus

in der Minoritenkirche zu Köln. — Das Studium der Wissenschaften wird neu belebt; es gründet sich in Köln die berühmteste der Deutschen Universitäten, an welcher Thomas von Aquin mit den eben Genannten lehrt, zu der sogar aus dem fernsten Norden Snorro Sturleson kommt, derselbe, der die nebelhaften Sagen des geheimnißvollen Skandiens zur Edda, zur „Ahnmutter" Skandinavischer Literatur gestaltet. — Und wie die Scholastik, so zollt die fromme mittelalterliche Mystik Köln ihren Tribut, indem sie den wundersamen Meister Ekkard dahin und Tauler sendet, in seiner Kathedrale zu predigen. Das Deutsche Städtewesen und Bürgerthum entwickelt sich und die Blüthe seiner Entwicklung tritt an's Licht in den „Herren von Köln"; in dem Geschlechte des tapfern Marsilius; in Bürgermeistern „wie Hardenrath." Es ist eine mächtige Gestalt, solch ein Bürgermeister von Köln, der auf der Höhe Deutscher Volkskraft steht. Diese Kraft in ihrer höchsten Entfaltung stellt der Kölner Bürgermeister Gryn dar, den die Sage den feindlichen Löwen der Fürstenherrschaft niederringen, und die Schergen dieser Herrschaft an den Galgen hängen läßt. — Die Macht, der Reichthum, der Lebensglanz dieses Bürgerthums, dessen Mittelklassen besser wohnten, als der König von Schottland, das seine Pferde mit dem reinsten Golde aufschirrt und seine Schwertscheiden und Sporen mit Edelsteinen bedeckt (wie Aeneas Sylvius beschreibt), wird genährt durch den gewaltigen Hansabund, dessen Quartierhaupt und Stifterin Köln ist. Das Denkmal, welches es sich gebaut, ist der Gürzenich, der ungeheuere Saal, in dem Kaiser zu banketiren kommen, der ritterliche Maximilian den Fackeltanz anführt. — Die Ausbildung des gesammten Deutschen

Städtewesens knüpft sich an drei Hauptmomente, an das innere Verhältniß zwischen den Patriciern und den Zünften, an das äußere zu dem Landesherrn; aus beiden entwickelt sich das dritte, das Stadtrecht und die Verfassung. Alle drei tauchen nirgends in der Deutschen Geschichte großartiger, als in Köln auf. Das älteste, das angesehenste Stadtrecht hat die Geschichte in Köln niedergelegt. Der überall lodernde Streit zwischen Aristokratie und Demokratie geht nach Köln, um auf den Marktplätzen und in den Gassen dieser Stadt seine Vorfechter in die blutigsten Kämpfe, von allen, welche in gleicher Sache geliefert sind, zu führen. Die Geschlechter und „die Gaffeln" liefern sich Schlachten in Köln, wie die Welfen und Ghibelinen in Mailand oder in Florenz; wie diese letzteren durch Ricordano Malespini, haben jene durch Meister Godfriet Hagen den Erinnerungen daran die Dauer eines ehernen Denkmals geben lassen. Die Overstolzen und die Weißen Kölns stehen in einer Fehde, welche an großartiger Hartnäckigkeit der zwischen Zegris und Abencerragen in Granada gleichkommt, welche fast eben so reich an romantischen Episoden ist. — Das dritte Moment, der Kampf zwischen Bürgerthum und landesherrlicher Macht endlich, wo taucht er so tief sein Banner in Blut, wo schlägt er so trotzig die alten Flammberge schartig, als auf den Plätzen Kölns, auf den Schlachtfeldern von Woringen, von Brechem? Welchem Fürsten greift er so dreister Faust an den Bart, als den Erzbischöfen Anno, Engelbert von Falkenburg und Siegfried von Westerburg? Der Baienthurm in Köln, der in jenen Kämpfen entstand, ist das Denkmal einer der wichtigsten Episoden der Deutschen Geschichte.

Was es Merkwürdiges, Eigenthümliches in der Geschichte

gegeben, es muß sich auf irgend eine Weise mit den Erinnerungen Kölns verweben. Die Kreuzzüge: es sind Kölner, welche Damiate erstürmen. Die Mönchsorden: Franziscaner, Minoriten, Dominicaner entwickeln ihre Institute, ihre dem Volksthümlichen sich anschließende Tendenz vor allen andren Deutschen Städten in Köln. Das Germanische Recht: der Erzbischof von Köln muß oberster Stuhlherr der Fehmgerichte auf rother Erde werden. Die Buchdruckerkunst: Köln bemächtigt sich ihrer gleich nach ihrer Erfindung, daß Manche ihr die letztere zugeschrieben haben. Und wie Faust, so soll auch Berthold Schwarz in Köln gewesen sein. — Die Deutsche Kunst entwickelt sich; sie zieht gen Köln, um dort das unbestritten glänzendste Denkmal der Architektur aufrichten — um dort die herrlichste Schöpfung der Malerei entstehen zu lassen. Es sind der Kölner Dom und das Kölner Dombild.

Eine neue Aera beginnt; ein Sturm erhebt sich über die alte Welt und weht den Palmenkranz des Martyrerthums und des Glaubens von der Stirn des Mittelalters; das sechszehnte Jahrhundert wird geboren, unähnlich seinen Vätern, denn bitter ironische Züge liegen auf seinem jungen Antlitz; ein unbezähmbarer Selbstwille und ein stolzes Selbstbewußtsein thronen auf seiner frischen Stirn, sprechen aus seinen vielredenden Lippen. Das Mittelalter muß sich einen festen Halt sichern gegen den jugendkräftigen Angreifer. Wohin sollte es sich wenden, als nach der Stadt des Mittelalters; nach der Stadt, wo alle Gedanken einer tausendjährigen Geschichte ihre Sarkophage haben? Köln wird die Festung des Mittelalters. Reuchlin, Hutten, Sickingen, Erasmus, wohin haben sie die offensiven Waffen ihres

Geistes zu richten, als gegen die Mauern von Köln, das Hochstraaten besetzt hält mit seinen Dominicanern, mit der Schaar obscurorum virorum? — Der Achilles des neuen Gedankens wird Sieger über das Land umher; aber er überwältigt die alte Troja nicht; im Rathe der Götter schützt sie die Geschichte. — Eine neue Periode der Deutsch-Niederländischen Kunst bereitet sich vor. Köln muß die Wiege ihres Koryphäen, des Peter Paul Rubens werden. Schon früher, nachdem in Italien die Renaissance und in den Medizäern die Glanzepoche des neuen Strebens herbeigeführt worden, war ein Glied jener Medizäischen Familie nach Köln gesandt, damit die Stadt der Geschichte eine Erinnerung an die denkwürdigste Periode des Wiedererwachens des wissenschaftlichen Geistes in Europa habe. — Köln weiß von dem Anfange der Reformation zu erzählen; wie sollte es nicht auch von den unheilvollen blutigen Folgen derselben, von den Religionskriegen Deutschlands? Es weiß eine lange Geschichte davon und der Titel dieser Geschichte heißt: Gebhard Truchseß von Waldburg und Agnes von Mansfeld.

Es kommt eine Zeit der Schmach über Deutschland, ein fremder Eroberer gibt ihm sein Gesetz. Ihr hört noch heute in Köln nach dem Gesetze dieses Eroberers Recht sprechen. In der Stadt der Erinnerungen muß ja ein Echo sein, welches auch aus jener Zeit an euer Ohr tönt. — Der lange Frieden bringt über das neunzehnte Jahrhundert die Reaction. Die Reaction ist der inhaltschwerste Gedanke der Geschichte unserer Zeit. Er wirkt geräuschlos, in der Stille, mit leisem Fortschritt, ohne hervorragende Momente; aber um eine dauernde, an einen festen Haltpunkt geknüpfte

Erinnerung zu hinterlassen, schreitet er durch die Thore von Köln und wird eclatant. Er ist Herr der Geschichte geworden und also Köln einen Tribut schuldig: er stiftet die Kölner Wirren.

Ist er noch Herr der Geschichte? Ich weiß es nicht. Ein andrer Gedanke streitet mit ihm um die Herrschaft, ein andrer Namen drängt sich mächtig vor, um als Titel über dem letzten Hauptstück unsrer Geschichte, dem noch nicht zu Ende geschriebenen, zu stehen. Dieser Gedanke will sich einen Tempel bauen, er will ein Denkmal aufrichten für die fernen Jahrhunderte, das größer und kolossaler ist, als alle frühern Denkmale der Welt, wie er selber größer und herrlicher ist, als alle frühern Gedanken. Wo sollte er den Boden dazu finden, wenn nicht in der heiligen Stadt, wenn nicht neben den Mausoleen aller seiner Thronvorfahren, welche geherrscht haben seit den Tagen des Augustus? wenn nicht dort, wo die Erinnerungen an alle zu Grabe gebrachten Ideen der Vorzeit, wie eine schützende Geisterwache, um seine neue Schöpfung sich stellen? Was kann er anders ersinnen, als den Bau des Domes zu Köln? —

In der That, das Geschick dieser Stadt ist ein wunderbares! Die andren Städte, welche einst mit ihr wetteiferten, Lübeck, Augsburg, Regensburg, Ulm, Worms, Speyer — was sind sie jetzt? Der Strom des Lebens hat sich von ihnen gewandt, die Fluth der Zeit ist über sie dahin gerauscht und aus der Tiefe der Jahrhunderte heben sie ihre grauen Thürme, ihre dunklen zerbröckelnden Erker und Giebelzacken, wie eine versunkene Stadt sie aus der Meerestiefe emporhebt. Aber Köln? Ich glaube die heilige Ursula

mit ihrer Schaar heldenmüthiger Dulderinnen hält noch immer weißleuchtend durch die Nacht ihren schützenden Umzug um die Mauern der Stadt, wie damals als der Grimm Erzbischof Engelberts von Falkenburg sie bedrohte. Sie bezeichnet noch immer die Thore und Zinnen mit dem Zeichen des lebengebenden Kreuzes und spricht ein: „Gesegnet bist du unter den Städten Galiläas!" Kölns moderne Bedeutung wächst von Tag zu Tage. Wie einst Fränkisches und Sächsisches Leben in ihm zusammentrafen, so wird jetzt Köln der Knotenpunkt für den Verkehr des Ostens mit dem Westen, des Nordens mit dem Süden.

XV.

Ich übergehe die Geschichte des Kölner Dombaues, da sie von Sulpice Boisserée und De Noel geliefert worden ist — die Sagen, welche an den Dom sich knüpfen, die vielen Lieder und Gedichte endlich, welche um seine Säulen und Zinnen ihre blumigen Ranken gewunden haben und von denen ich die besten einwebte. Auch eine Beschreibung des Gebäudes soll hier nicht versucht werden: wer kennt es nicht aus Bildern, Büchern oder eigenem Anschauen, dieses erhabenste Werk der Christenheit und deßhalb der Welt: diese Schöpfung, die übermenschlich scheint, weil aufgethürmt von Riesen und ausgemeißelt von Zwergen: dieses wundersame Gebäu, das aus lauter aufstrebenden Linien ohne horizontale besteht? Wer hat diese Säulen und Säulenzweige nicht bewundert, in denen die Baukunst ihr Freudenfest feiert und ihren Werkstoff als Raketen in die Lüfte schleudert?

Es gilt hier mehr, dem Dom eine neue Geschichte zu wecken, als seine frühere zu untersuchen und zu erläutern. Diese neue Geschichte hat mit dem ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelms IV. begonnen: möge es ein günstiges Omen sein für die Geschichte Friedrich Wilhelms, wie für die Geschichte des Doms. Im Winter 18⁴⁰/₄₁ hat sich zu

Köln ein Verein für den Ausbau des Domes gebildet und die Statuten dem Könige vorgelegt; andre Vereine zu Koblenz, zu Trier, zu Düsseldorf sind ihm gefolgt. Der sechste Rheinische Provinziallandtag hat die Bitte um Beförderung des Unternehmens am Throne niedergelegt. Ihm — und dem Herzen der Nation nahe gelegt, möge sie eine volle Gewährung finden. Möge die Zeit durch Einheit, Brüderlichkeit und treue Folgsamkeit bei den Mahnungen des Geistes sich größer als die Vergangenheit zeigen, wie sie sich größer zu sein rühmt. Sie will ja vollbringen, was das Mittelalter nur erstrebte. Möge ein frischer Hauch der Pietät und der Frömmigkeit sie anwehen, daß ihr Antlitz von heiligem Eifer geröthet werde, ihre Hand sich aufthue und ohne zu zählen, was sie besitzt, begeistert ihre Habe auf den Altar niederlege. Es ist nicht genug, ein dürftig Almosen herzugeben, um mit der Idee sich abzukaufen, um desto ruhigern Gewissens dann das ganze Sein der Materie zuzuwenden. Ihr sollt aus innerem Drange und aus Liebe, um des Glaubens willen, euer Opfer bringen; ihr sollt euer bestes Silbergeräth in den Tiegel werfen, um den Klang der neu zu gießenden Glocke des Deutschen Geistes wohl- und volltönender zu machen. Die Frauen sollen ihren Schmuck hergeben, denn sie besitzen dessen zu viel; ein Weib, das seine Diamantgehänge der Idee geopfert hat, ist schöner und jünger, als die, welche es in den Ohren trägt. Auch die Patrioten, welche in den Wirthshäusern sitzen und kannegießern über die betrübten Zustände im lieben Deutschen Vaterlande, oder über die stupenden Summen, welche die Holländer für Harlemer Blumenzwiebeln zahlen, auch die Philister sollen kommen und sich sühnen. Sie sollen

ein Opfer bringen für das liebe Deutsche Vaterland; sie sollen auch eine Summe hergeben, eine stupende Summe für eine Blume — für die schönste Blume, welche auf dem Boden des Jahrhunderts erwächst. Die, welche ihr Leben über den Acten, über den Büchern versitzen, sollen die schönste Seite in den Acten des Jahrhunderts zu füllen helfen; sie sollen das Buch schreiben helfen, das nicht Staub zernagt, nicht Motten zerfressen, in dem mehr Weisheit geschrieben steht, als ihre Philosophie sich träumen läßt. Sie sollen ihren Namen in das Buch des Lebens schreiben, das mit sieben Siegeln ihnen verschlossen war und das die dreiste Hand des Jahrhunderts vor ihnen aufreißt!

Eine That, eine That! das Himmelreich für eine That!

Ein edler Belgischer Aristokrat (der Herzog von Aremberg) hat mit großartiger Freigebigkeit jährlich 800 Thaler zum Baue angewiesen, so lange bis er vollendet. Wollt ihr von ihm euch so bitter beschämen lassen, ihr, welche der Wechselcurs und die Actien reich gemacht haben und welche die Aristokratie des neunzehnten Jahrhunderts sich dünken? Auch die, welche im Macintosh auf der Eisenbahn fahren, sollen ein Opfer bringen. Sie sollen sich erinnern, wie ihre Vorfahren einst um der Idee willen gelitten und mit freudigem Muthe auf die Genüsse der Welt verzichtet haben. Wie man einst die Steine zu dem Kirchenbau mühsam herbeischleppte; eine Reihe von Wagen, wovor Männer aus den höchsten und edelsten Ständen sich gespannt hatten; kein Wort wurde gesprochen dabei, nur Gebete tönten von ihren Lippen; des Nachts brannten Lichter auf den Wagen und die Ziehenden legten sich unter freiem Himmel zum Schlafe umher. Und nun Jene gar, welche in schweres Eisen

gekleidet, unter der dörrenden Glut der Sonne Syriens, schmachtend, bis an die Knöchel in den heißen Sand sinkend, ihres mühseligen Weges gezogen sind! Sie wollten nichts als die trauernde Schädelstätte Golgatha und das heilige Grab sehen, diese Pilger des Mittelalters Sollen wir nicht bereitwillig so unendlich Leichteres thun um der triumphirenden Sion und der Wiege unsrer Begeisterung willen?

Keiner wird vor Gott bestehen,
Der nicht mag versöhnt eingehen
In den heil'gen Dom der Zeit;
Und der mächt'ge Strom des Lebens
Ueberfluthet, wer vergebens
Mit dem Lichte bleibt in Streit.
(Maßmann.)

Sie sollen Alle, Alle kommen und die Hälfte dessen, was das principlose Leben verschlingt, ihm entreißen, um es der Idee darzubringen; sie sollen Alle wirken, damit sich endlich erfülle, was das wahrsagende Herz Schenkendorfs gesungen:

Es ist ein Wald voll hoher Bäume,
Die Zweige seh' ich fröhlich blüh'n
Und aus den Wipfeln fromme Träume
Zum fernen Reich der Geister flieh'n.

So kühner Sinn und ernstes Streben,
Das aus den Steinen Blumen treibt,
Es ist der Väter Art und Leben,
Das nimmer auf der Erde bleibt.

Das wollen diese Säulen sagen,
Die himmelwärts die Blicke zieh'n,
Dazwischen, wie in grauen Tagen
Im Eichenhain, die Beter knien.

*

Wo das Geheimniß wird begangen,
Im heil'gen, stillen Dunkelklar,
Ist hoch ein Teppich aufgehangen,
Ein Zelt, voll Bilder wunderbar.

Es ist kein eit'les Licht der Sonnen,
Was durch die bunten Scheiben fällt,
Ist Wiederschein der ew'gen Wonnen,
Ist Stral aus einer bessern Welt.

Doch seitwärts winkst du, süße Laube,
Nach der mein Sehnen ewig schaut,
Capelle, wo der alte Glaube,
Die Lieb' und Wehmuth Hütten baut.

Hier dürfen keine Lieder klingen,
Ob auch die Brust von Liedern schwillt,
Nur schweigend, wo die Engel singen,
Grüß ich, Maria, hier dein Bild.

Münster, 6. September 1841.





